Achtzehnhundertdreizehn

ERVATION
ROFILM
AILABLE

Digitized by Google

1813

Geschichte eines jungen Freiheitshelden

Digitized by Google

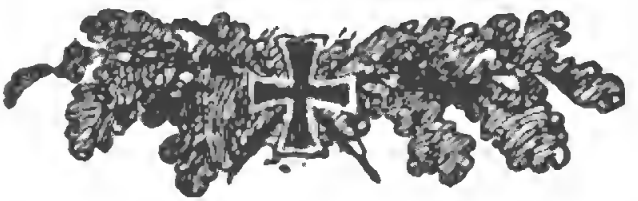
1 8 1 3

Geschichte eines jungen Freiheitshelden

von

Walter Bloem

Mit fünf Bildtafeln



Verlag Ullstein & Co, Berlin 1913

Digitized by Google

Copyright 1913 by
Ullstein & Co., Berlin

Digitized by Google

FT
2603
L6
A75

Erstes Kapitel

Franzosen 'raus aus Berlin!

„Mutter! Kinder! wo steckt ihr denn man bloß?!“

Herr Fritz Wittich senior, derzeitiger Inhaber von L. W. Wittichs Buchhandlung, Unter den Linden 22, war aus dem Buchladen, der im Erdgeschoß nach der Straße zu sich befand, in die Familienwohnung in der Beletage hinaufgestürzt, rannte durch den halbdunkeln Korridor und schrie nach Weib und Kindern. Frau Dorothee kam mit aufgestreiften Aermeln aus der Küche gestürzt, Annaliese, die Sechzehnjährige, hinterdrein — Mutter und Tochter mußten die Küche besorgen, denn ein Dienstmädchen konnten sich in diesen schrecklichen Zeitläuften selbst ehemals wohlsituierte Leute wie Buchhändler Wittichs nicht mehr leisten. Inzwischen war Papa Wittich ins Wohnzimmer gestürmt, wo Großpapa, der Gründer der Firma, in sonntäglichem Behagen über der „Vossischen“ schmauchte und Wilhelm und Sophie am Familientisch mit aufgestützten Köpfen über ihren Schulaufgaben ochsten. Alle drei fuhren sie auf, wie Papa Wittich in die Tür schoß.

Digitized by Google

„Nanu hört's uff!“ ſagte der Großvater und zog die ſchneeweißen Brauen hoch, „dir ha'm ſe wohl mit kalt Waſſer verbrüht?“

„Wat jibt's denn bloß, Papa?!“

„Wat haſt'e'n, Mann?!“

Herr Fritz Wittich faßte ſeine Frau um die rundliche Mitte und ſchwenkte ſie im Kreis herum, daß die Kinder aufkreiſchend die Hände überm Kopf zuſammenſchlugen. „Freiheit! Freiheit!“ ſchrie er, „die Ruſſen kommen!“

Die ganze Familie ſtarrte ihren Ernährer an, als rede er irre.

„Menſch! Det jloob man alleene!“ meinte Großpapa und paffte bedächtig. „Wo die franzee'ſche Hauptwache jrade unten vors Fenſter vorbeideſtilliert mit Tſchingdada, bumm, bumm, bumm, dat de Schwade knackt?! Und denn de Ruſſen?“

Aber Papa Fritz ſchrie mit nervös fuchtelnden Armen: „Zieht man Leine, ihr da unten! ſonſt kriegt ihr 'n Kantſchu aufs Dach! Heut nacht waren die Koſaken bereits in Köpenick!!“

„Papa! is't die Möglichkeit, Papa!“ ſchrien nun die Mädchen und ſprangen Vater und Mutter an den Hals. Wilhelm aber ſtarrte über ſeinen Caesar de bello Gallico hinüber mit großen Augen den Vater an, und in ſeinen hellblauen Bubenaugen flimmerte die Sehnſucht nach dem Großen, dem Ungeheuren, dem Abenteuer. Und plötzlich ſprang er auf, rannte zur Tür.

Digitized by Google

„Wilhelm — wohin?!“ rief die Mutter.

„Nach Köpenick! Bei die Koſaken! Wat'n ſonſte?!“ ſchrie Wilhelm ſtrahlend und war ſchon aus der Tür.

„Ick wer' dir een' verwiſchen, Krete!“ ſchrie da Papa Wittich, und ſeine freudetrunkene Stimmung ſchlug ebenſo raſch in heftige Wut um. „Hier bleibſte!“ Mit Rieſenſchritten fegte er hinter dem wagemutigen Sprößling drein, erwiſchte ihn glücklich noch in der Korridortür und beförderte ihn per Schub wieder in die Wohnſtube.

Eben klang vorm Hauſe drunten die hellſchmetternde Marſchmuſik der aufziehenden franzöſiſchen Hauptwache vorüber, die ſonntäglich wimmelnden Linden entlang. Und die ganze Familie Wittich haſtete an die Fenſter und ſah den Vorübermarſch der Bedrücker an, wie nun täglich, ſeit Monaten wieder . . . wie einſtmals jahrelang, in jenen ſchrecklichſten Zeiten nach Jena . . . Aber aus der Zuſchauermenge, die den ſchneebedeckten Bürgerſteig an der Häuſerreihe und drüben längs der kahlen Reihe der Lindenſtämme ſäumte, tönte heute nicht mehr jubelnder Zuruf, wie dereinſt in den Tagen tiefſter Erniedrigung. Damals hatten die Straßenjungen mit den franzöſiſchen Tambourmajors, die den Stock ſo ſtolz in die Höhe zu ſchleudern und ſo geſchickt wieder aufzufangen wußten, auf gar freundſchaftlichem Fuß geſtanden. Heut' liefen ſie zwar noch immer neben den rieſigen Pelzmützen der Muſik her, aber aus ihren Reihen klangen ſchrille Pfiffe des Hohns, ſchwirrten kecke Witzworte zu den marſchierenden Grenadieren der Hauptwache hinüber.

Digitized by Google

Und mancher Wutblick aus den Augen der Eindringlinge bewies, daß sie die Sprache ihrer unfreiwilligen Wirte verstanden, den Sinn des heimlichen oder offenkundigen Hohnlachens, das auf den Lippen der Spaziergänger stand. Ja, es war klar: da unten wußte bereits jedermann, was Papa Wittich soeben den Seinen verkündigt hatte: daß es zu Ende gehe mit der Franzosenherrlichkeit — daß vor den Toren Berlins der Befreier stehe, der ersehnte Bundesgenoß aus dem Lande der endlosen Steppen, unter deren unermeßlichen Schneefeldern die Große Armee lag, erfroren und verhungert!

„Ick gloobe, Fritze, det mit die Kosaken, det stimmt!“ sagte Großpapa. „Kuck nur, wie se alle da unten die Franzmänner verhohnepiepeln! und die dun jar nischt — haben keene Traute nich mehr!“

Und mit glühenden Augen und Wangen verfolgte die ganze Familie den trutzigen und doch gedemütigten Vorübermarsch der Bedränger, bis die Wachtparade ganz hinten, am Brandenburger Tor, inmitten zahlreicher Gaffer ihre Vorgängerin ablöste . . . am Brandenburger Tor, auf dessen First jeder Berliner noch heut mit unvermindertem Schmerz das Viergespann der Viktoria vermißte, die Napoleon nach seinem Einzuge in Berlin, am 27. Oktober 1806, vom Dache des Tores entfernt und mit nach Paris geschleppt hatte. Ach — würde Berlin seine Viktoria jemals zurückbekommen?!

Und nun mußte der Vater erzählen. Vom Nachbar Giesecke hatte er die Glückskunde. Der war gestern

Digitized by Google

ſpreeaufwärts in Köpenick geweſen, um Wild für die Tafel des franzöſiſchen Kommandanten von Berlin einzukaufen, der inmitten der darbenden Einwohnerſchaft alltäglich glänzende Empfänge veranſtaltete. Herr Gieſecke hatte die Koſaken ſelber geſehen — vor ihrem ſtürmiſchen Anreiten waren die ſchwachen Kavalleriedetachements, die Eugen Beauharnais, der Vizekönig von Italien, in dem Städtchen poſtiert hatte, ſchnell auseinandergeſtoben.

Es war eine große Unruhe draußen in der Stadt. Vater Wittich befahl ſeinen Kindern, den ganzen Sonntag über das Haus nicht zu verlaſſen. Und die Mädchen ſaßen am Fenſter und tuſchelten zuſammen, ganz zufrieden und vergnügt, ſich über die Trachten der Spaziergänger luſtig machen zu dürfen, die ſich auf der Promenade ergingen. Wilhelm aber ſaß am andern Fenſter, ſchweigend und ingrimmig, trotzte wegen ſeiner Einkerkerung und ſchmiedete Pläne, wie er wohl der elterlichen Aufſicht entwiſchen und ſich zu den Ruſſen durchſchlagen könne. Denn er ſehnte ſich von der Schulbank herunter in dieſer gärenden Zeit, in der man das Herannahen der Freiheit in allen Pulſen fiebern fühlte.

Wie beneidete er ſeinen Altersgenoſſen und Namensvetter, den Prinzen Wilhelm! Der war mit ihm am gleichen Tage geboren, am 22. März 1797, und alſo heut, am 19. Februar 1813, auch nicht älter als 15 Jahre. Und doch hatte Wilhelm Wittich ihn am 22. Januar mit ſeinem Vater, dem König, hoch zu Roß aus Potsdam

Digitized by Google

hinausreiten gesehen — gen Breslau. Und von Breslau aus war dann alsbald der königliche Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements ins Land hinausgeflogen, das erste Signal zu dem großen Volkssturm, dessen Brausen in der Luft klang. In Breslau, ja, da war er, der junge Prinz, Wilhelm Wittichs Altersgenoß und Namensvetter . . . und brauchte gewiß keine unregelmäßigen lateinischen Verben zu konjugieren . . .

Der Vater hatte sich den Nachmittag über ins Kontor eingeschlossen. Das tat er in letzter Zeit gar häufig und bildete sich ein, kein Mensch von den Seinen wisse, was er dann dort unten trieb. Aber Wilhelm hatte den Vater längst ausspioniert: er packte dann dort unten große Pakete flammender Streitschriften gegen die Unterdrücker und ihren Oberherrn, den korsischen Eroberer, aus. Die hatte er bei Nacht in aller Heimlichkeit von den Druckereien erhalten, die sich solcher Wagnisse unterfingen. Und nun verteilte er sie unter die Pakete harmloser Bücher, die er an seine zuverlässigsten Kunden zur Ansicht versandte. Das alles auf die Gefahr hin, eines Tages entdeckt zu werden und das Schicksal des Nürnberger Buchhändlers Palm zu erleiden, den vor manchem Jahr die Schergen des Franzosenkaisers um gleicher Tat willen aus dem Frieden seines Hauses herausgerissen und erschossen hatten. Oh, wie Wilhelm den Vater liebte um solchen Heldenmuts willen! und wie gern er ihm Hilfe geleistet und so auch sich das Recht verdient

Digitized by Google

hätte, in diesen schweren Zeiten der Unterdrückung und Knechtung ein Preuße zu sein!

Stumm und sorgenvoll beobachtete Mutter Dorothee das Grübeln ihres Jungen. Ihr Mutterherz meinte in seiner Seele zu lesen und all die tollen und wilden Bubengedanken zu ahnen, die unter den Schülern des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums umliefen, wie unter der ganzen Jugend Berlins, unter der ganzen Jugend Deutschlands. Selbst die Hosenmätze in den Volksschulen träumten sich nichts Besseres, als irgendwie mit teilnehmen zu dürfen an dem ungeheuren Kampfe, der alsbald anheben müßte, um die welschen Eindringlinge vom heiligen Boden des Vaterlandes hinwegzufegen — oder aber mit dem völligen Untergang deutscher Herrlichkeit und deutschen Wesens zu endigen.

Aber Mutter Dorothee schwieg. Sie wagte es nicht, zu ihrem Sohne zu sprechen. Sie verstand ihn ja so gut. Wohl bangte ihre Seele um den Erben des Namens ihres geliebten Mannes, aber sie war doch auch stolz und glücklich, dem tief darniederliegenden Vaterlande einen werdenden Mann geschenkt zu haben, dem die Not der Zeit an der jungen Seele fraß wie seinem Vater, der sich nicht, ein feiger Duckmäuser, in diesen schweren Tagen damit begnügte, sein Schulpensum abzuklappern und gute Zensuren mit nach Hause zu bringen! Nein, Wilhelms Knabenherz litt wie das eines Erwachsenen unter der Schmach, daß drunten am Brandenburger Tor französische Grenadiere die Hauptwache bezogen, daß der

Digitized by Google

König aus seiner angestammten Residenzstadt nach Breslau hatte flüchten müssen, um von dort aus die große Bewegung seines Volkes anzufeuern und zu lenken.

Auch Großpapa Wittich beobachtete den Enkel, den einzigen Stammhalter seines Namens, mit Nachdenken und Sorge. Ach ja, welch einen Wechsel der Zeiten hatte der alte Mann in seinem lieben Berlin mit durchlebt! Er war unter der Regierung des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1727 geboren und hatte dreizehnjährig den Regierungsantritt des großen Friedrich miterlebt. Und später hatte er den ganzen ungeheuren Wechsel von Sieg und Niederlage, von höchstem Aufschwung der Begeisterung und tiefstem Darniederliegen des preußischen Glückes miterlebt, der die Regierung des Einzigen bezeichnete. Er hatte 1757 die Oesterreicher des Generals Haddik und 1760 die Russen des Generals Totleben mit stürmender Hand in Berlin einziehen gesehen. Und nach so viel Kriegsnöten waren lange Jahre des Friedens und des Aufblühens gekommen, in denen sich Berlin aus einem märkischen Landstädtchen zu einer schönen, blühenden Residenzstadt von mehr denn 180 000 Einwohnern aufgeschwungen hatte!

Dann aber waren die Schrecken der Franzosenzeit hereingebrochen. Nach der Schlacht von Jena und Auerstädt war die Königin Luise von dem geschlagenen Heere nur zu kurzem Aufenthalt nach Berlin zurückgekehrt und hatte alsbald aus ihrer Hauptstadt gen Osten flüchten müssen. Und am 27. Oktober, dem Tage der tiefsten

Digitized by Google

Schmach, hatte der Kaiser Napoleon seinen feierlichen Einzug in Berlin gehalten.

Ach, eben dieses Tages gedachte auch der Knabe Wilhelm, dieweil er am Fenster saß und mit heiß gerötеten, doch tränenlosen Augen auf die Linden herniederstarrte, die nun vom nachmittäglichen Gewühl harmloser Spaziergänger belebt waren. Neun Jahre war Wilhelm damals alt gewesen. Doch dieses Tages würde er sich erinnern, und wenn er die 76 Jahre des Großvaters auch noch um ein, zwei Jahrzehnte hinter sich lassen würde . . . Schon von Mittag an hatten unzählbare Massen französischer Grenadiere zu beiden Seiten der südlichen Fahrstraße der Linden, hart unter den Fenstern des Wittichschen Hauses, Spalier gebildet, vom Schloß bis tief in den Tiergarten hinein zum Großen Stern. Hinter ihnen in dumpfen, schweigenden Massen die erstarrte Bevölkerung der entsetzten Hauptstadt. Um vier Uhr hatte dann das anbefohlene Geläut begonnen von allen Kirchentürmen. Mit langen Hälsen zum Fenster hinaus nach links spähend, hatte die ganze Familie Wittich das ferne Gewimmel der Bärenmützen und Helmbüsche gesehen, das zum Brandenburger Tor hereinschwankte und auf dem Pariser Platz Halt machte, wo der Magistrat der tief darniedergeworfenen Stadt in Demut ersterbend dem einrückenden Cäsar die Schlüssel Berlins hatte übergeben müssen.

Und dann war der Triumphzug des Eroberers herangekommen. Ihm voraus war aus dem Munde schmetternder Fanfaren eine Weise erklungen, eine Weise, die

Wilhelm Wittich damals zum ersten Male vernommen hatte — und noch erinnerte er sich des totenblassen Gesichtes seines Vaters, wie er mit zuckendem Munde, mit knirschenden Zähnen das Wort hervorgestoßen hatte:

„Die Marseillaise — —!“

Voran ein Schwall phantastisch grell uniformierter Reiter mit dunkelbraunen Gesichtern: die Leibmamelucken des Kaisers. Es folgte eine Gruppe von Generalen, dann ein paar Bataillone Grenadiere, die Gewehre mit den blitzenden Bajonetten stramm geschultert, über weißem, kreuzweis über die Brust gelegtem Lederzeug und unter den schwarzen Fellen der riesigen Bärenmützen die kriegerischen Gesichter, bärtig, braun verbrannt, von Narben gezeichnet, flammend von Hohn und Siegesjubel. Und dann — dann waren die Hüte der Zuschauer da drunten von den Köpfen geflogen . . . in stummem Haß hatte jedes Haupt sich vor dem Unterdrücker entblößt . . . Aber auch ein Ruf war aus der Menge erklungen, ein Ruf in einer fremden Sprache, die Wilhelm Wittich damals noch nicht verstanden hatte — elendes, bezahltes Gesindel, fürsorglich in der vordersten Reihe postiert, hatte ihn ausgestoßen. Es war der Ruf, der den Gewaltigen umbrandete, wohin er auch immer kam: der Ruf „Vive l'Empereur! Es lebe der Kaiser!“

Und dann war e r gekommen, er, dessen Bild die Wittichschen Kinder längst aus tausend Abbildungen kannten: unterm dreieckigen Hute, den die dreifarbige Kokarde Frankreichs schmückte, das wächsern starre

Digitized by Google

Antlitz mit den kalten, vernichtenden Augen. Hinter ihm die Suite seiner Generale in goldstrotzenden Uniformen — er, inmitten, allein, schlicht, im grauen Paletot, nur einen einzigen Ordensstern auf der Brust . . .

Oh, als wenn's gestern gewesen wäre, so deutlich stand das alles vor des grübelnden Knaben geistigem Auge . . .

Und auf einmal trat seine ganze Kindheit vor ihn hin. Wie schön waren die ersten Jahre gewesen, die wie ein ferner, halb versunkener Traum aus dem Dämmer der Erinnerungen hervortauchten! Der Vater immer heiter und vergnügt, die Mutter singend von morgens früh bis abends spät, immer reichlich zu essen auf dem Tisch, schöne Kleider, Sonntags ein Ausflug durch den Tiergarten nach dem nahen Städtchen Charlottenburg, ein leckerer Nachmittagskaffee im „Türkischen Zelt" der Madame Pauli — so waren die ersten Kinderjahre dahingegangen in ungetrübter, sorgloser Heiterkeit. Bis zu jenem Schreckenstage, als statt der Siegespostillione, die zu des Alten Fritzens Tagen die strahlende Kunde von Leuthen und Roßbach gen Berlin getragen hatten, die schrecklichen roten Proklamationszettel durch die Stadt flogen und an allen Straßenecken angeklebt wurden. Der Gouverneur, Graf von der Schulenburg, gab der Bürgerschaft bekannt:

„Der König hat eine Bataille verloren; jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht: ich bitte darum.

Schulenburg."

Digitized by Google

Ja, und dann war er selbst gekommen, der Schreckliche, die Gottesgeißel der Welt . . . und da hatte es angefangen, das Elend und die Not der Stadt. Und nicht ein Haus war von dem Jammer der Zeit verschont geblieben. Furchtbar lastete die Hand des Ueberwinders auf dem armen Preußenlande. Und Berlin hatte seinen ganz besonderen Zorn. Den immer kargeren Verdienst, den, wie die ganze Bürgerschaft, so auch die L. W. Wittichsche Buchhandlung erzielte, verschlangen die Kriegssteuern, welche der Feind von den Bürgern erpreßte, und die monatelange Einquartierungslast. Die besten Zimmer mußten den Fremdlingen eingeräumt werden — Bouillon und Weißbrot, Wein und Tabak, alles Raritäten in der damaligen bescheidenen Zeit, waren den übermütigen Ansprüchen der glückverwöhnten Sieger gerade gut genug. Doch schlimmer als die äußere Not lastete die Unterbindung der Freiheit, lastete das Gefühl der schimpflichen Knechtschaft auf Berlin und seinen Bewohnern. Doch endlich war Friede geworden — der demütigende, schimpfliche Friede von Tilsit, im Juli 1807. Preußen war um die Hälfte seines Staatsgebiets und um die Hälfte seiner Untertanen geschmälert worden . . .

Das hatte viel Tränen gegeben im Hause Wittich, Tränen der Mutter und der Mädchen, Grimm und Flüche des Großvaters und des Vaters. In des zehnjährigen Wilhelm Kindergemüt aber hatte das alles unverlöschliche Spuren eingegraben. Ein grenzenloser, verbitterter Haß auf den Zerstörer seines Kinderglücks, auf den Mann, der

Digitized by Google

des Vaters graue Haare und der Mutter Sorgenfalten, des Hauses Niedergang und Kummer ohne Maß und Grenzen auf dem Gewissen hatte. Ein wütender Haß auf diesen fremden Cäsar hatte sich der jungen Seele bemächtigt. Und dieser Haß hatte in Wilhelms Seele wie in tausend und aber tausend Kinderseelen ganz Preußens und ganz Deutschlands den einen, brennenden, allerfüllenden Wunsch zur Reife gebracht: einmal mit eigenen jungen Händen mithelfen zu dürfen am Sturz des entsetzlichen Mannes, der die Welt zum Spielball seiner wahnsinnigen Herrschgelüste gemacht, die Unterdrücker verjagen helfen zu dürfen, die sich ins Mark des Landes eingenistet . . .

Doch in Blut und Grauen war es langsam heraufgedämmert, das Morgenrot einer neuen Zeit. Von Osten war's gekommen, aus dem geheimnisvollen, weltentrückten Lande der Steppen und Einöden: aus Rußland. Der Eroberer, der in maßloser Machtbegier das letzte Land Europas unter die Füße hatte treten wollen, das die Scharen seiner Heere ndch nicht zerstampft — in Moskaus Brand, auf Rußlands Winterwüsten hatte er den Markstein seines Glücks erreicht. Dort unten, die Linden entlang, durch die wenig Monate zuvor abermals die wilde Weise der Marseillaise erklungen war, beim Durchmarsch der Großen Armee gen Rußland — über dieselben Linden waren um die Weihnachtszeit des letztvergangenen Jahres die kläglichen Jammerhorden gen Westen gewankt, welche die Trümmer dieser Großen

Digitized by Google

Armee darſtellten, lebendige Zeugen des fürchterlichen Gottesgerichts, das da hinten, fern im Oſten, über den Attila der Neuzeit und ſeine Hunnenſcharen hereingebrochen war . . .

Doch — was war aus ihm ſelber geworden — aus ihm, dem Stifter all dieſes namenloſen Elends und Verderbens?! Ein paar Wochen hindurch ſchwebte Berlin in Ungewißheit — wagte man zu hoffen, daß auch der Gewaltige ſelber ein Opfer ſeines aberwitzigen Unterfangens geworden ſei . . . denn er war wie verſchwunden aus der Welt. Doch dann kam die Kunde, daß er in toller Schlittenfahrt, nur von ganz wenigen Getreuen begleitet, ſich quer durch das winterliche Deutſchland hindurchgeſchlagen, durch eine Welt von Feinden, ſeinem Stern vertrauend auch diesmal, und wohlbehalten in ſeine ferne Hauptſtadt Paris zurückgekehrt ſei!

Was aber konnte dies alles für Preußen bedeuten?! Preußen hatte, wie alle anderen Länder, die Napoleon zu Boden geworfen, das Leben ſeiner Landeskinder zu dem ungeheuerlichen ruſſiſchen Raubzug mit beiſteuern müſſen. Ein Korps von 20 000 Preußen unter Führung des Generals Yorck war damals zur Großen Armee geſtoßen. Was war aus dieſer kleinen Schar geworden? Lag auch ſie verkommen und verfault unter der allverhüllenden Decke des ruſſiſchen Winterſchnees?!

O Jubel ohnemaßen! Kurz nach Neujahr war die unfaßbar beglückende Kunde gekommen: das preußiſche Hilfskorps war gerettet . . . gerettet für ſein Vaterland!

Digitized by Google

Es hatte zu jenen Flügelarmeen gehört, die der Kaiser zur Sicherung seiner Rückzugslinie in Polen zurückgelassen hatte, und so hatte es den Brand von Moskau, den grauenvollen, allverderbenden Rückzug nicht mitgemacht. Und dann hatte sein Führer den verwegenen Schritt getan: er hatte sich ohne Befehl seines Königs, auf eigene Verantwortung von Napoleon losgesagt und war in der berühmten Konvention von Tauroggen am Tage vor Neujahr zu den Russen übergetreten!

Wohl hatte Preußens König, in dessen Hauptstadt noch immer die französische Besatzung sich breit machte, diesen Schritt seines Generals zum Schein verleugnen und ihm das Kommando entziehen müssen, ja die Acht über ihn verhängt.

Aber das Gewaltige, das nun kommen mußte, ließ sich nicht aufhalten.

Ein paar Tage lang hatte Berlin für die Person seines Königs in bitterster Sorge gezittert. Das Gerücht war aufgekommen, Napoleon habe dem Kommandanten von Berlin, dem Marschall Augereau, anbefohlen, sich der Person des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen zu bemächtigen und ihn nach Frankreich zu führen, als Bürgen für die Treue Preußens. Wie atmete Berlin auf, als Ende Januar bekannt wurde, daß der König am 22. Januar seine Residenz Potsdam verlassen und sich nach Breslau begeben habe! Jeder Berliner wußte: das war keine Flucht — das war der Anfang der Rettung, der Befreiung!

Digitized by Google

Vater Wittich hatte allen diesen Dingen nahegestanden — viel näher, als selbst seine getreue Hausfrau es ahnte. Absichtlich hatte er die Seinen über seine Stellung im Dienste der bevorstehenden nationalen Erhebung im ungewissen gelassen, um sie nicht für den Fall eines schlimmen Ausganges in die Gefahr hineinzuziehen, die damals überm Haupte jedes tätigen Patrioten schwebte. Aber das hatte er sich nicht versagen können: am Tage, als der König Potsdam verließ, hatte er seine Familie mit hinausgenommen, damit er und die Seinen noch einmal des scheidenden Monarchen Antlitz sähen. Damals hatte Wilhelm Wittich den Ausritt des Königs und der königlichen Prinzen gesehen und Gelegenheit gehabt, seinen Altersgenossen und Namensvetter ingrimmig und sehnsuchtsvoll zu beneiden.

Und noch eine Jubelnachricht war gekommen: die Provinz Ostpreußen hatte aus eigener freier Entschließung zu den Waffen gegriffen. Alle Tore hatten sich den heranrückenden Heeren der Russen geöffnet, und nun standen die Kosaken bereits vor den Toren der Preußenhauptstadt!

Das alles flog als wirrer Schattenzug der Erinnerungen durch die junge Seele des erregten Knaben, der droben am Fenster des ersten Stockes im Hause Unter den Linden 22 auf das sonntägliche Treiben der breiten Prunkstraße herniederspähte. Und noch ein letzter, grimmiger Schmerz des Neides durchfuhr ihn bei dem Gedanken, wie

Digitized by Google

vor wenigen Tagen auf den von Breslau herübergeflogenen Aufruf des Königs zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements die oberen Klassen aller Berliner Schulen und auch des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums sich geleert hatten — wie alles, was schon in waffenfähigem Alter stand, hinausgedurft hatte, gen Süden, gen Breslau — dem Sammelpunkt der großen Volkserhebung entgegen! Ja, was immer eine Waffe führen konnte, das war in hellen Scharen zum Halleschen Tor hinausgezogen, Studenten und Handlungsdiener, Gymnasiasten und Fabrikarbeiter Arm in Arm, unter lautem Absingen jener neuen Kriegs- und Vaterlandslieder, die nun allerorten aus dem Boden wuchsen. Und die Franzosen hatten nicht gewagt, diesen reisigen Auszug zu stören . . .

Wilhelm Wittich aber hatte nicht mitgedurft! Die lumpigen zwei Jährchen, die noch gefehlt hatten zur Waffenreife, die hatten ihn ausgeschlossen von dem Rechte, mit hinausziehen zu dürfen zum heiligen Kampfe der Errettung! Seitdem fühlte Wilhelm sich als Fremdling im Elternhause, in der Schule, in der Vaterstadt. Nur sein Leib teilte noch die Mahlzeiten der Eltern und Geschwister, haspelte tagsüber das erzwungene Pensum der Untersekunda ab, brütete in den Abendstunden gedankenlos über lateinischen und griechischen Klassikern. Sein junges Herz aber, das war da hinten, fern in Breslau, inmitten der freiwilligen Scharen, die — auch das wußte man in Berlin — aus ganz Preußenland in hellem Begeisterungsjubel zu den Fahnen des Königs eilten!

Digitized by Google

So ging der Sonntag dahin. Berlin ſchien ruhig und ſorglos. Auf den Linden entwickelte ſich das altgewohnte Bild des Feiertagstreibens, das ſelbſt in den Zeiten tiefſten Darniederliegens des allgemeinen Wohlſtandes nicht ganz ſeine feſtliche Heiterkeit eingebüßt hatte. Wohl hatte ſich die Zahl der herrſchaftlichen Karoſſen und Rennſchlitten gar ſehr gemindert, die ſonſt um dieſe Winterszeit unter den kahlen Bäumen dahingeglitten waren, dem nahen Tiergarten entgegen. Wohl hatten die Luſtbarkeiten des Karnevals ſich vor der Not der Zeit verflüchtigt. Aber dennoch war Leben genug auf der breiten Prachtſtraße. Man ſah die ſchöne Welt mit Schlittſchuhen zum Eiſe der Seen des Tiergartens hinauseilen. Die Kaffee- und Teehäuſer zu beiden Seiten der Straße hatten über mangelnden Zuſpruch nicht zu klagen. Und um die ſechſte Abendſtunde eilte alles zu den Theatern, vor allem zum Nationaltheater am Gendarmenmarkt, deſſen Direktor, der wackere Iffland, am 18. Januar 1810 zum Lohn ſeiner während der Fremdherrſchaft bewieſenen treudeutſchen Geſinnung als erſter deutſcher Schauſpieler mit einem Orden, dem Roten Adlerorden vierter Klaſſe, geſchmückt worden war. Oh, gewiß hatte auch er von der Ankunft der Befreier vor den Toren Berlins Kenntnis erhalten! Papa Wittich hatte ſich in der Dämmerung zu einem kurzen Spaziergang in die Stadt hinausgewagt. Zum Abendeſſen brachte er dieſe Kunde mit: Das Nationaltheater hatte an allen Straßenecken rote Zettel anſchlagen laſſen: die für den Abend

Digitized by Google

angesetzte Vorstellung „Menschenhaß und Reue“ von Kotzebue sei aufgehoben und statt dessen werde des vor kaum acht Jahren, ach so früh verstorbenen Schiller „Jungfrau von Orleans“ gegeben werden. Dies Stück durften die Franzosen ja nicht beanstanden! Schilderte es doch die Erhebung ihres eigenen Volkes gegen die englische Unterdrückung! Aber freilich, die Berliner wußten wohl, was sie sich zu denken hatten, wenn von der Bühne des Nationaltheaters herab die gewaltigen Verse erklangen:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“

Wie blitzten Wilhelms Augen, als der Vater solches erzählte! Wie gerne wäre der Knabe ins Theater geeilt, um hoch vom Olymp herab den Flammenversen seines Lieblingsdichters zuzujubeln! Statt dessen hieß es stille halten, schweigen und sittsam und gehorsam mit den Schwestern das Nachtmahl verzehren, um dann um neun Uhr das Lager aufzusuchen . . .

Aber noch lange lag der Knabe Wilhelm wach auf dem harten Strohsack seines bescheidenen Kinderbettes. Und in leuchtenden Farben zogen grelle Bilder von Blut und Schrecken, von rettendem Krieg und ruhmeswerter Mannestat durch seine junge Seele, bis der Schlummer ihn dem Drang der Zeit entführte in ein Reich des Friedens, wo es weder despotische Kaiser noch gestrenge Väter, weder Schlachtfelder noch Schulklassen gibt . . .

Digitized by Google

Am andern Morgen beim Frühstück hatte Wilhelm Mühe, den forschenden Augen der Mutter auszuweichen und ihnen alle die pflichtvergessenen Vorsätze zu verhehlen, die seine Seele wälzte.

„Wilhelm," sagte die Gute, als sie ihm abschiednehmend die eingewickelte Butterstulle aushändigte und ihm gegen die Winterkälte den graugestrickten Schal vorsorglich dreimal um den Hals knotete, „det versprichste mir: keene Dummheiten nich! Und Punkt viertel eins biste derheim, verstehste?!"

„Na, wo wer' ick denn nich, Mama!"

Und hinaus war er . . .

Das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium lag am Eingang der Friedrichstraße, nur fünf Minuten vom elterlichen Hause. Aber heute war's, als mache Wilhelm Wittich den Schulweg zum allererstenmal. Alle Augenblicke blieb er stehen und hielt Umschau, als müsse sich irgendetwas ereignen, irgendetwas, das ihn hineinrisse in die Strudel der Zeit . . .

Aber nichts geschah. Von allen Seiten strömten die Schüler durch das morgendliche Gewimmel der Friedrichstraße dem altersgrauen Schulgebäude zu — freilich nur die jüngeren und schwächeren: Prima war schon ganz gen Breslau marschiert, von Obersekunda ein Drittel, und selbst Untersekunda hatte ein paar lange Schlingel beigesteuert, die bisher als unverbesserliche Faulpelze der Abscheu des Lehrerkollegiums gewesen waren, nun aber dank ihrer vorgeschrittenen Jahre mit tausend Um-

Digitized by Google

armungen und Segenswünſchen des Direktors und der übrigen wackeren Pädagogen ins Feld entlaſſen worden waren . . .

An der Ecke der Behrenſtraße ſtieß Fritze Kulicke zu Wilhelm Wittich — ſein Klaſſenkamerad, der Sohn eines Grobſchmieds von der Friedrichsgracht, der wegen ſeines hellen Kopfes und ſeines verbiſſenen Fleißes einen Freiplatz auf dem Gymnaſium bekommen hatte. Noch vor zehn Jahren wäre es unmöglich geweſen, daß ein Sohn des oberen Bürgerſtandes und ein Kind aus dem Volke in freundſchaftlichen Verkehr miteinander getreten wären. Die gemeinſame Not des Vaterlandes hatte die Gegenſätze der Stände verwiſcht.

„Na, Willem — weeßte't ooch ſchon?!"

„Det mit die Koſaken?! Na ob!"

„Ick ha' hinjewollt — aber mein Oller hat mir de Jacke ausjekloppt!"

„Bei mir war det ooch dichte d'ran!"

„Woll'n wa jetz —?!"

„Ick denke, wir wachten bis nach de Schule — denn machen wir uns dinne, un heidi uff Köp'nick!"

Doch das Schickſal hatte beſchloſſen, daß der tugendhafte Vorſatz der beiden Freunde nicht zur Ausführung kommen ſollte. Von Süden her klang plötzlich ein wüſtes Johlen und Pfeifen die Friedrichſtraße herauf. Aus einer Seitenſtraße, es mochte die Mohrenſtraße ſein, bog in ſcharfem Trab eine franzöſiſche Batterie in die Friedrichſtraße hinein und kam raſſelnd und knarrend näher, von

Digitized by Google

wilden Hohnrufen der Paſſanten umgellt. Der Kapitän, der ſie führte, preſchte mit gezogenem Säbel voran und befahl mit erregungheiſerer Stimme den Kutſchern der wenigen Fuhrwerke, die um dieſe frühe Morgenſtunde die Friedrichſtraße belebten:

„'raus aus Mitte von Straße! Kanonen kommen — fahr euch alle kaputt!“

Die Schuljugend des Friedrich-Wilhelms-Gymnaſiums, die eben im Begriffe war, in die dunkeln Pforten des grauen Schulhauſes hineinzuſtrömen, ſtand mit angehaltenem Atem und aufgeſperrten Mäulern und ſah die Batterie heranbrauſen. Die Kanoniere hieben wie toll mit dem Kantſchu auf die Gäule, der Trab wurde zum Galopp, und ſieh da: hinter dem letzten bronzenen Kanonenmaul haſtete ein tolles Gewühl beinewerfender Berliner Jugend hinterdrein: Schulbuben aller Stände, Schuſterjungen, die Stiefel unterm Arm, Bäckergeſellen, nicht achtend, daß ihnen die Semmeln aus den Körben flogen, ſelbſt halbwüchſige Mädels mit fliegenden Zöpfen und wehenden Halstüchern . . .

Da war kein Halten: das Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium mußte mit! Und inmitten eines dicken Rudels von Schulkameraden warfen Wilhelm Wittich und Fritz Kulicke ſich in den Strudel und ſpritzten hinter der davonraſenden Artillerie drein.

Die Friedrichſtraße ging's hinab, bis zu den Linden, dort bog die Batterie nach rechts ab und ſprengte über den Opernplatz, am königlichen Palais, am Zeughaus vor-

Digitized by Google

über, über die hölzerne Schloßbrücke und dann wieder rechts ab und an der Südfront des Schlosses vorüber zur Langen Brücke. Je zwei von den sechs Geschützen waren indessen schon unmittelbar jenseits der Schloßbrücke nach rechts und links abgebogen, und nur die beiden vordersten Kanonen waren dem Kapitän bis zur Langen Brücke gefolgt. Selbstverständlich hatte die Jugendschar, die mit Kreischen und Jauchzen hinter der Kolonne dreingesprungen war, nicht Schritt halten können und war in viele kleine Rudel zersprengt worden. Während Wilhelm und Fritz die Linden entlangstürmten, geschah abermals etwas Unerwartetes. Eine Bande französischer Spielleute, Trommler und Querpfeifer in den Bärenmützen und dem weißen Lederzeug der Grenadiere marschierte von der Hauptwache her die Linden entlang und schlug und blies in scharfem Rhythmus Generalmarsch. Auf dies Zeichen kamen aus allen Häusern die in Bürgerquartieren liegenden französischen Offiziere herausgestürzt und eilten im Geschwindschritt den Kasernen ihrer Truppenteile zu. Was konnte das alles zu bedeuten haben? In tollem Dahinstürmen schrien die Buben einander zu:

„Die Russen! Det kann doch man bloß um die Russen jeh'n!"

Und sieh: da kam von selber die Erklärung! Ein wildes Jubelgetös scholl plötzlich der vorwärts eilenden Jugend entgegen, und über die Schloßbrücke, über die soeben erst die französische Batterie dahingesprengt war, kam ein halbes Dutzend Reitergestalten herangesaust:

Digitized by Google

rieſige Kerle in langen, ſchmutzigen Graukitteln, weiße Fellmützen auf den Köpfen, über ſtarrenden Bärten, Geſichter mit Schlitzaugen und dicken, aufgeſtülpten Naſen — ſie ritten mit hoch angezogenen Knien, ſchwenkten lange Lanzenſchäfte und ſchrien in die Menge hinein:

„Wo is Franzußki?! Stech Franzußki tott!“

Beim Himmel, das waren ſie, die ſagenumwobenen, die heiß erſehnten Befreier — die Koſaken —!

Wie waren die tollen Burſchen nur hineingekommen in die wohlbewachten Tore, in die von franzöſiſchen Truppen beſetzte Stadt?!

Schon waren ſie vorübergepreſcht, wie ein Schatten, wie eine Erſcheinung. Aber etwas blieb von ihnen zurück: ein Rauſch, ein Jubel, eine Trunkenheit! Sie ſtieg den Berlinern in die Köpfe, daß wildfremde Menſchen einander auf der Straße mit tränenden Augen in die Arme fielen, daß heiſere Jubelſchreie die Luft durchzitterten, daß die jungen Knaben, die eben noch in gehetztem Lauf hinter den Franzoſen hergerannt waren, ſich in Reih und Glied formierten und durch die Straßen dahinzogen zum Klang des herrlichen Freiheitsliedes:

„Erhebt euch von der Erde,
ihr Schläfer, aus der Ruh!“

Hinter den Franzoſen drein! Wo waren ſie geblieben? Der Kapitän mit ſeiner Batterie —?! Als die Freunde den Schloßplatz überquerten, kam aus der Breiten Straße ein Trupp Berliner Handwerker heraus. In ihrer Mitte führten ſie ein paar Bürgersleute, die

Digitized by Google

Vornehme Frauen opfern ihr Haar dem Vaterlande
Nach einem Gemälde von G. Graef

Mit Genehmigung
der Photographischen
Gesellschaft in Berlin

heftig bluteten und offenbar schwer verwundet waren. Das war ein beklemmender Anblick für das Herz der jungen Knaben, die zwar inmitten von hundert Kriegsgreueln groß geworden waren, aber doch noch niemals die Wirkung der Todeswaffe mit eigenen Augen geschaut hatten!

„Nieder mit den Franzosen! Sie schießen auf wehrlose Bürger, die Hunde!“ schrien die Männer.

Allen voran ein riesiger Grobschmied, der einen schweren, langgestielten Hammer schwang. Als Fritz Kulicke seiner ansichtig wurde, packte er mit erstarrtem Gesicht des Freundes Arm:

„Himmel — mein Oller!“

Und schon sprang er mit einem Jubelschrei auf den Vater zu und hing sich an seinen Arm, Wilhelm hinterdrein.

„Vafluchtigter Bengel!“ schrie der Vater, „wo kommst du denn her?! Hast woll'n Frost in' Kopp?!! Jleich machste, det de hinter deine Scharteken kommst!“

„Nich vor'n Dreier!“ lachte Fritz. „Ne, Vata, wenn Sie de Franzosen vamöbeln jehn, denn is Fritze mitten mang!“

„Na — un wer is denn d e t?!“ fragte der Riese mit Lachen und wies mit dem Hammerstiel auf Wilhelm.

„Det is Willem — mein F r e i n d!“ rief Fritze stolz. „Der helft ooch de Franzosen de Eisbeene knicken!“

„Na, denn man los, ihr Kiekindiewelter!“ schrie der Alte, und, rückwärts gewandt, zu der Schar seiner Be-

gleiter, die alle, wie er ſelber, mit Werkzeug ihrer Hantierung bewaffnet waren: „Da hinten an de Lange Bricke, da ſtehen ſe mit ihre Dreckſchleudern — denen woll'n wa de Zindlecher vanageln!“

Rechts und links vom Eingang der Langen Brücke hatten die franzöſiſchen Kanoniere ihre Geſchütze aufgeſtellt und richteten die Läufe in den Schacht der Königſtraße hinein, da die Ankunft der Koſaken vom Alexanderplatz her zu erwarten war. Die Pferde mit den Protzkäſten und Munitionskarren hatte man an der grauen, düſter aufragenden Front des preußiſchen Königsſchloſſes poſtiert. Der Kapitän ſtand in der Mitte zwiſchen den beiden Geſchützen und ſuchte mit ſpähenden Augen die plötzlich menſchenleer gewordene Königſtraße ab. Keiner von den Soldaten achtete auf den in ihrem Rücken ſich heranwälzenden Schwall der Berliner Bürger.

Mit drei mächtigen Sätzen war der Grobſchmied hinter dem Kapitän, nun ſchwang er den Hammer, knackend barſt des Welſchen Schädel, die ſchlanke Geſtalt brach in ſich zuſammen, wie von einem Blitzſtrahl gefällt. Zwei andere Handwerker riſſen die Richtkanoniere empor und gruben ihnen ihre Meſſer in die Hälſe. Mit erſticktem Wutſchrei riſſen die überrumpelten Artilleriſten ihre Säbel aus der Scheide, ihre Piſtolen aus den Futteralen, doch ehe ein Schuß, ein Hieb fallen konnte, lag die ganze Bedienungsmannſchaft am Boden, gewürgt von den Fäuſten der Berliner Handwerker, von ihren Hämmern die Stirn zerſchmettert, das Rückgrat zerhauen

Digitized by Google

von ihrem Beil. Nur wenige riſſen ſich los und retteten ſich in ſchleuniger Flucht aus den Fäuſten der Unterdrückten!

Vater Kulicke aber zog zwei lange Radnägel aus der Taſche, und eins, zwei, drei hatte er mit wuchtigen Hieben die Zündlöcher der beiden Kanonen vernagelt.

Inzwiſchen hatte ſich, wie durch einen Zauber, der ganze Schloßplatz mit bewaffneten Menſchen gefüllt. Gar mancher Bürger, der ſich bereits heimlich in die Liſte der in Berlin gebildeten freiwilligen Jägerkorps hatte eintragen laſſen, der bei Nacht und Nebel Gewehr und Seitengewehr empfangen und verſtohlen unterm Mantel in ſeine Wohnung geſchafft hatte, fand ſich nun ein, im grünen Waffenrock, den Wachstuch-Tſchacko auf dem Kopfe, die Flinte im Arm . . . und ſieh, da war auf einmal auch ein Lehrer vom Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium, der Doktor Bärſch, und auch er trug die grüne Jägeruniform mit Offiziersabzeichen, und ein gewaltiger Säbel in metallener Scheide klapperte an ſeiner Seite. Der Anblick richtete die Herzen der beiden Unterſekundaner wieder auf, die bei all dem Grauſigen, das ſo unerwartet über ihre jungen Seelen hereingebrochen war, denn doch erblaßt und regungslos, mit zuſammengepreßten Kinnbacken und bebenden Lippen zur Seite getreten waren. „Hurra!“ riefen ſie um die Wette, „Herr Doktor Bärſch — nee, Herr Leitnant! et jeht los! et jeht los!“

Digitized by Google

Lachend winkte Bärsch seinen Schülern zu, dann aber zog er seinen Säbel und schrie:

„Freiwillige Jäger — hierher! Karree formiert! der Feind bekommt Verstärkung!“

Und sieh, von Süden her bog um die dunkelwuchtende Front des Königsschlosses eine Abteilung französischer Grenadiere.

Im Laufschritt kamen sie heran, nicht erst nahmen sie sich Zeit, mit dem Ladstock die Kugel in den Lauf zu schieben. Mit gefälltem Bajonett drangen sie auf die kaum erst halb geordnete Kolonne der waffenungeübten freiwilligen Jäger ein, und ein Würgen und Stechen begann, daß es wild und schauerlich widerhallte von den düsteren Häuserreihen, die den Schloßplatz säumten. Regungslos sah von dem steinernen Sockel inmitten der Langen Brücke die bronzene Statue des Großen Kurfürsten über das Kampfgewühl hinweg. Der Leutnant Bärsch bekam einen Bajonettstich in die rechte Achsel, so daß der hochgeschwungene Säbel mit dem gelähmten Arm herniedersank. Zugleich traf ein Kolbenhieb seinen Kopf und raubte ihm die Besinnung. Er taumelte zurück und wäre wohl in die Hände der Angreifer gefallen, wenn nicht plötzlich ein Knabenarm sich um seine Hüfte geschlungen und den Wankenden von hinnen gerissen hätte.

Mitten zwischen den beiden Kanonen, die er mit eigener Hand unschädlich gemacht hatte, den Fuß auf den Rumpf des daniedergeworfenen Artilleriekapitäns gestützt, erwartete der Grobschmied Kulicke den Ansturm der

Digitized by Google

Welſchen. Mit gewaltigen Streichen des wuchtigen Hammers hieb er die Bajonette zurück, die nach ſeiner mächtigen Bruſt zielten. Einem graubärtigen, medaillengeſchmückten Sergeanten, der mit hochgeſchwungenem Kolben auf ihn eindrang, fiel das ſauſende Eiſen mitten in das narbengezierte Geſicht und machte aus Stirn und Naſe einen blutigen Brei. Doch ſchon war's geſchehen: acht Bajonette gleichzeitig bohrten ſich dem neuen Horatius Cocles in Bruſt und Leib, und vornüber ſank der Recke, über ſeinen hingeſunkenen Körper warf ſich wimmernd und wehklagend eine ſchmächtige Knabengeſtalt.

Doch die Berliner waren in der Ueberzahl. Nach kurzem, grimmigem Gemetzel wurden die Grenadiere in die Flucht geſchlagen, und während zwei Dutzend Feindesleichen den Platz vor der Langen Brücke ſäumten, hatten die Berliner nur eine Handvoll Verwundete und — einen Toten . . . den Anführer des Heldenſtücks. Den trugen ſie in traurigem Triumphzug auf einer Tragbahre aus Gewehren in das nahegelegene Gebäude des Königlichen Marſtalls und bahrten ihn im Veſtibül auf.

„Weene man nich, Fritze. Uff ſonnen Vatter muß eens ſtolz ſinn! Mache man, det du ooch ſo'n Kerrel wirſt wie der!"

Ja — das wollte er, das gelobte ſich der Unterſekundaner Fritz Kulicke, als er mit zuſammengebiſſenen Zähnen heimwärts wankte, um Muttern zu berichten, daß Vater den Heldentod fürs Vaterland geſtorben ſei . . .

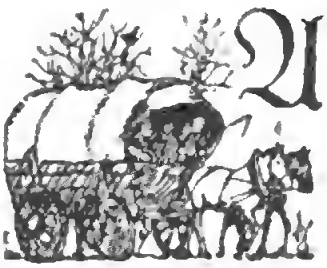
Digitized by Google

Inzwiſchen ſchleppte Wilhelm Wittich ſeinen Lehrer, der blöde und ſchwankend wie ein Trunkener an ſeinem Arm hing, über die Schloßbrücke und die Linden hinab bis vor ſeines Vaters Haus. Sorglich hielt er Umſchau, ob in dieſem Augenblick nicht etwa ein franzöſiſches Späherauge in der Nähe ſei. Doch ſo ungeheuer war die Erregung auf den Linden, ſo haſtig ſtürmte alles nach dem Schloſſe zu, daß er glaubte, es wagen zu dürfen: er zog ſeinen Lehrer, der nun zu ſeinem Schützling geworden war, mit Haſt in den väterlichen Buchladen hinein und rief:

„Da, Papa — verſtecken Sie ihn — er iſt verwundet . . . es iſt mein Lehrer, der Doktor Bärſch!“

Zweites Kapitel

Russische Ostern in Leipzig



Am 11. April, am Karfreitage, rollte von Norden her ein schwerfälliger Planwagen, mit zwei starken Braunen bespannt, durch Leipzigs Straßen und hielt auf dem Marktplatz. Ein Mann in der Mitte der Vierzig, in bürgerlicher Tracht, sprang heraus, und ein fünfzehnjähriger Knabe folgte ihm. Es waren Vater und Sohn Wittich aus Berlin. Der Buchhändler wies den Fuhrmann an, vor der bekannten Weinwirtschaft „Auerbachs Keller" zu halten, die Pferde zu füttern und sich ein Gläschen zur Stärkung herausbringen zu lassen. Er selber aber schritt mit seinem Sohn durch einen schmalen Eingang in einen geräumigen, im Winkel nach Osten umbiegenden und von hochragenden und hochgiebligen Häuserwänden eingeengten Hof hinein, in dem ein lebhaftes gewerbliches Treiben herrschte.

„Siehste, Willem, det hier is der berühmte Auerbachs Hof — und da in der Ecke, die schmale Türe, det is Wilhelm Engelmanns Verlag — die Firma von dei'm Patenonkel!"

Digitized by Google

Herr Wittich pflegte alljährlich selbst nach Leipzig zum Osterfest zu fahren, um die Buchvorräte, welche die Leipziger Verleger ihm zum Absatz anvertraut hatten, soweit er sie in seiner Berliner Sortimentsbuchhandlung nicht hatte absetzen können, zu „remittieren", das heißt, den Verlegern wieder zurückzugeben, mit ihnen abzurechnen und frische Buchvorräte in Kommission für das neue Geschäftsjahr zu übernehmen. So führte er auch jetzt auf seinem Wagen einen nicht unbeträchtlichen Posten Bücher mit, die sich, zumal bei den schlechten Zeitläuften, als unverkäuflich erwiesen hatten, und die er deshalb als „Krebse" an die Firmen zurückzugeben sich gezwungen sah, die sie auf den Markt gebracht hatten. Er pflegte bei diesen alljährlichen Besuchen im Hause seines Freundes und Schwagers Quartier zu nehmen, des Verlagsbuchhändlers Wilhelm Engelmann, der eine Schwester von Frau Dorothee Wittich zur Ehegemahlin hatte. Aber zum ersten Male hatte diesmal Wilhelm Wittich seinen Vater begleiten dürfen. Einmal hielt es der Vater allgemach an der Zeit, den Sohn in die geschäftlichen Verhältnisse des Buchhandels einzuweihen, damit er später einmal in die Lage komme, ihm in seinem Geschäftsbetriebe zur Seite zu stehen, dann aber war er auch den Bitten seiner Frau gefolgt, die sich nicht getraute, den Jungen während der Abwesenheit des Vaters in den Osterferien genügend zu beaufsichtigen. Mutter Dorothee befürchtete noch immer, ihr Junge möchte ihr eines Tages doch noch davonlaufen und sich den verbündeten

Digitized by Google

Truppen anſchließen, deren Heere ſich inzwiſchen geſammelt hatten und, wie jedermann erwartete, der heranrückenden Armee des großen Kaiſers in Kürze entgegentreten würden. Mehr als einer von Wilhelms Altersgenoſſen hatte dieſen verzweifelten Streich gewagt, ſein Elternhaus heimlich verlaſſen, um in den hochgehenden Wogen der Zeit ſpurlos unterzutauchen . . .

Solange der verwundete Leutnant und Philologe Otto Bärſch im Hauſe Wittich verborgen gehalten worden war und die Pflege der Hausfrau und ihrer Töchter genoſſen hatte, ſo lange war keine Sorge geweſen, daß Wilhelm ausreißen möchte. Die Begeiſterung für ſeinen Lehrer, in dem er ſeit dem 19. Februar mit Recht einen Helden des Befreiungskampfes verehrte, hatte ihn im Elternhauſe zurückgehalten. Seitdem aber am 4. März die Franzoſen Berlin geräumt und ſich in eiligem Rückzuge gen Weſten gewandt hatten, war der Lehrer in die Pflege ſeiner alten Mutter zurückgekehrt. Nun war ſeine Schulterwunde längſt geheilt, er konnte wieder den Degen führen und hatte Berlin längſt verlaſſen, um ſich zur Einreihung in die preußiſche Armee zu ſtellen. Seitdem war die alte brennende Sehnſucht in Wilhelm wieder mit voller Kraft erwacht. Und die Eltern Wittich wußten nur zu genau, wie es im Herzen ihres Kindes ausſah.

Darum hatte Vater Wittich denn vorgezogen, während ſeiner Geſchäftsreiſe nach Leipzig den Sohn

Digitized by Google

unter Augen zu behalten, und dem Jungen war diese Ablenkung aus seinen schmerzlichen Träumereien natürlich hochwillkommen gewesen.

Inzwischen hatten die gewaltigen Ereignisse, die sich vorbereiteten, ihren Fortgang genommen — allerdings nicht so rasch, wie die Ungeduld der fiebernden deutschen Lande es erhofft hatte. Der dreiste Ueberfall der Kosaken, ihr Eindringen in Berlin am 19. Februar war nur ein erster Vorstoß gewesen. Schon in den Nachmittagsstunden hatten die kecken Reitertrupps, die sich in die noch von 20 000 Franzosen besetzte preußische Hauptstadt hineingetraut hatten, wieder das Feld räumen müssen. Erst zwei Wochen später, am 4. März, hatte Marschall Augereau sich endlich entschließen müssen, aus Berlin abzuziehen.

In derselben Stunde, in welcher die französische Garnison aus dem Halleschen Tor abrückte, drang von der Nordseite schon die leichte russische Kavallerie des Generals Tschernitscheff zum Oranienburger Tor herein, sprengte die lange Zeile der Friedrichstraße hinab durch die gedrängten Reihen der jubelnden Bevölkerung, erreichte die letzten Bataillone der abziehenden Franzosen noch innerhalb des Halleschen Tores. Auf dem Rondell, dem heutigen Belle-Alliance-Platz, fand ein heftiges Gefecht zwischen der französischen Nachhut und den Kosaken statt, bei dem beide Teile eine ganze Anzahl Tote und Verwundete verloren. Die Kosaken folgten

Digitized by Google

dann dem Rückzuge der Franzoſen noch bis zu den Dörfern Schöneberg und Steglitz, und an 400 Mann gefangene und verwundete Franzoſen blieben in ihren Händen.

Nun feierte Berlin in hellem Jubel den Abzug der Unterdrücker, die Ankunft ſeiner Befreier! Und ein Glückstag folgte dem andern! Mit Jubel wurde der Breslauer Erlaß des Königs vom 10. März begrüßt, welcher am Geburtstage ſeiner unvergeßlichen Gemahlin Luiſe zur Auszeichnung für das Verdienſt im heiligen Kriege den Orden des Eiſernen Kreuzes ſtiftete. Der 17. März wurde in doppelter Hinſicht bedeutungsvoll. An dieſem Tage ſelbſt zog der General Yorck, deſſen kühner Wagemut dem König von Preußen das ganze Hilfskorps des ruſſiſchen Feldzuges erhalten hatte, in die Stadt — von ſeinem König wieder zu Gnaden angenommen, von der Acht befreit, im Befehl ſeines Korps beſtätigt und von den Bürgern Berlins als Held und Treueſter der Treuen gefeiert. Wenige Tage ſpäter gelangte die Nachricht nach Berlin, daß der König am 16. März dem Kaiſer Napoleon förmlich den Krieg erklärt und am 17. März in gewaltig zündenden Worten einen Aufruf: „An mein Volk!“ erlaſſen habe!

„Brandenburger, Preußen, Schleſier, Pommern, Litauer!“ hieß es da, „ihr wißt, was ihr ſeit vielen Jahren erduldet habt, wißt, was euer trauriges Los iſt, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll

Digitized by Google

enden. Erinnert euch an die Vorzeit, den Großen Kurfürsten, den Großen Friedrich! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Aber welche Opfer auch vom einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, für die wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein! Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang!"

Ah, wie das zündete, wie das Begeisterung und Opferfreudigkeit entfachte in allen Schichten des preußischen Volkes, der Berliner Bürgerschaft! Jeder brachte das letzte Scherflein, das die Not der Franzosenjahre ihm noch gelassen, um es beizusteuern für die Ausrüstung des Heeres, für die Beschaffung all der ungeheuren Mittel, die der Befreiungskampf erforderte. Die Wohlhabenderen opferten ihr letztes Schmuckstück, die Aermeren gaben ihre Trauringe her.

Auch Mutter Dorothee ließ sich's nicht verdrießen, das teuerste Kleinod ihres Lebens, den Ring, den ihr Fritz ihr einst in heiliger Stunde an den Finger gesteckt, zur Münze zu tragen und an seiner Statt einen schlichten Eisenreif zu empfangen, mit den stolzen, herrlichen Worten: „Gold gab ich für Eisen 1813". Die Wittichschen Kinder aber trugen, wie all ihre Schul-

Digitized by Google

kameraden, Freunde und Freundinnen, wenigſtens den Inhalt ihrer Sparbüchſen zu den Sammelſtellen . . . Jeder gab, was er hatte, und die ſechzehnjährige Annaliese kam eines Tages von einem heimlichen Ausgang kurzgeſchoren wie ein Bub' zurück! Sie hatte ihre prachtvollen blonden Zöpfe, den Schmuck und Stolz ihrer ſchlanken Jugend, als demütiges Opfer dem erwachenden Vaterlande dargebracht.

Dann kamen ein paar ſtillere Wochen. Nur dunkle Gerüchte von Truppenverſammlungen und Armeebildungen drangen in die Preußenhauptſtadt wie auch von der anderen Seite über das dräuende Herannahen der neu zuſammengebrachten Heeresmacht des Franzoſenkaiſers

Inzwiſchen nahte das Oſterfeſt heran, und da in dieſen bedrängten Tagen die Sorge für das tägliche Brot nicht zurückſtehen durfte, enſchloß ſich Papa Wittich, all der Unruhe zum Trotz, welche die deutſchen Lande durchwogte, den dringend notwendigen Beſuch der Oſtermeſſe in Leipzig auch diesmal nicht ausfallen zu laſſen, ſondern die Reiſe durch das von Truppendurchzügen und Waffenlärm durchwogte Land gen Leipzig zu wagen.

Stand doch ſeit dem 17. März, die Truppen der beſetzten Feſtungen ausgenommen, zu denen auch die benachbarte Feſtung Spandau zählte, die immer noch in den Händen der Franzoſen war, kein franzöſiſcher

Digitized by Google

Soldat mehr auf dem rechten Elbufer! Und auch von jenseits der Elbe, aus Leipzig, war die Nachricht gekommen, daß Eugen Beauharnais, des Kaisers Stiefsohn, auf seinem Rückzug aus der Mark Brandenburg zwar die Stadt berührt, sie aber schon seit dem 10. März geräumt habe, so daß also jetzt auch der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels vom Feinde frei war. Unter diesen Umständen war zu erwarten, daß sich gerade jetzt ein sehr lebhaftes Geschäft mit patriotischen Flugschriften und Freiheitsliedern in Leipzig entwickeln würde, und das meinte Fritz Wittich sich unter keinen Umständen entgehen lassen zu dürfen.

Und so hatten denn Vater und Sohn Wittich mit ihren Bücherschätzen die siebentägige, anstrengende Reise vom 4. bis 11. April gen Süden gewagt und standen heute, am Sonnabend vor Ostern, in Auerbachs Hof, vor dem Kontor des Wilhelm Engelmannschen Verlages!

Noch ehe Vater und Sohn die Engelmannschen Geschäftsräume betraten, staunten sie über die riesigen Stapel von Büchern und Flugschriften, die vor dem Kontor auf dem Steinpflaster des Hofes aufgebaut waren und von den kräftigen Fäusten der Buchhändler-Markthelfer auf die Lieferwagen der Kommissionäre verladen wurden. Die Berliner traten heran und lasen die Aufschriften der Bücherkisten. Eine derselben, die soeben abgeladen wurde und die Signatur einer Wiener Buchdruckerei trug, zeigte die Aufschrift: „Körner, Aufruf".

Digitized by Google

Ein halbes Dutzend Kisten, die aus dem fernen Königsberg waren, trugen die Bezeichnung: „Arndt, Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“. Andere wieder waren mit dem gleichen Verfassernamen und dem Titel: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ gezeichnet.

Es war nicht schwer zu erraten, daß diese Kisten Druckschriften enthielten, welche mit dem Drang der Stunde in unmittelbarem Zusammenhange standen. Während die Berliner noch schauten, trat Herr Wilhelm Engelmann in grauem Kontorkittel, ein gesticktes Hauskäppchen auf den schon spärlichen Haaren, aus dem Kontor, erkannte sofort den Schwager und Geschäftsfreund und fiel ihm um den Hals.

„Ei Herrjemersch nee! J nee sowas! der Wittich! Wahrhaft'gen Gott, der Schwager Wittich aus Breißen! Nee, nee, das is mich aber doch gar zu scheene!“

Und nun, da er Wilhelms ansichtig wurde: „Na, un hier der gleene Mann?! Das is mich am Ende wohl gar mei' leibhaftiges Batenkind, der Wilhelm?! Nee, nee, das is aber eene Ieberraschung, wahrhaft'gen Gott!“ Und zärtlich drückte der rundliche alte Herr mit den weit vom fetten Kinn sich absperrenden Vatermördern den Neffen seiner Frau ans Herz. Alsbald ließ der Verleger seine Arbeit im Stich und führte seine Gäste in das Obergeschoß seines Hauses, das aber nicht im Geschäftsgebäude des Verlages sich befand, sondern gegenüber dem wuchtig

Digitized by Google

lang hingeſtreckten Bau des altertümlichen Rathauſes am Marktplatz lag. Vorher hatten die Herren dem vor Auerbachs Keller harrenden Kutſcher des Hauſes L. W. Wittich Anweiſung gegeben, ſeinen Planwagen in Auerbachs Hofe vorzufahren und das Abladegeſchäft zu beginnen.

Im Hauſe Engelmann wurden die Berliner von der noch rundlicheren und noch liebenswürdigeren Ehehälfte ihres Verwandten empfangen. Frau Sophie Engelmann, eine geborene Berlinerin, hatte ſich in den fünfzehn Jahren ihrer Ehe mit dem bedeutend älteren Verlagsbuchhändler ganz und gar in die Leipziger Art eingelebt und ſächſelte mit ihm um die Wette. In den weiten Falten ihres Rockes aber verbarg ſich halb ſchüchtern, halb neckiſch ein friſches, rotbäckiges, braunlockiges Mädelchen, bis die Mutter es hervorzog und ihrem Schwager hinſchob mit den Worten:

„Nu, Sophiechen, werſcht dich doch nich ſchämen vor'n Onkel Wittichen aus Breiß'ſch-Berlin?!“

Vetter Wilhelm und Bäschen Sophie ſchloſſen bald gute Freundſchaft. Aber während unter anderen Zeitläuften die beiden Kinder ſich wohl bald von den Erwachſenen abgeſondert hätten und an ihre Spiele gegangen wären, lauſchten ſie nun mit weit offenen Augen, wie die Väter von den Welthändeln erzählten und ihre Erlebniſſe während des vergangenen Jahres austauſchten. War doch die Kriegsfurie und alle Schrecken der Ver-

Digitized by Google

nichtung über die Welt dahingebraust, seit die Schwäger sich zum letzten Male bei der jüngst vergangenen Leipziger Ostermesse gesehen hatten!

Zuerst mußte Herr Wittich berichten, da er als Preuße dem Mittelpunkt der großen Volkserhebung näherstand. Und dann erzählte Vater Engelmann.

Groß war die Not des Sachsenlandes. Sein Kurfürst Friedrich August war nach der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt im Jahre 1806 dem Rheinbunde der deutschen Fürsten beigetreten, den Napoleon gegründet hatte, und hatte aus der Hand des fremden Kaisers den Königstitel empfangen. Nun stand er vor einer furchtbaren Entscheidung. Wohl wußte er, daß des Sachsenlandes Herz auf seiten der preußischen Erhebung stand und sich sehnte, die schimpfliche Zugehörigkeit zum Rheinbund und die Napoleonische Knechtschaft abzuschütteln. Auf der anderen Seite fühlte er sich durch Dankbarkeit und Verehrung an Napoleon gefesselt. Er war schon hoch bei Jahren, und so fand er keinen anderen Rettungsweg aus dieser Not als den: zwar vermied er den förmlichen Bruch mit Napoleon, wohl aber trennte er seine Truppen von dem französischen Heere, zog sich für seine Person nach Prag zurück und überließ sein Land und das 10 000 Mann starke sächsische Heer, das unter Führung des Generals Thielemann bei Torgau stand, sich selbst. Furchtbar hatte die französische Willkür in dem herrscherlosen Lande gehaust. In Wittenberg waren

230 Häuſer verbrannt worden, um die Befeſtigung der Stadt zu verbeſſern. Von der prachtvollen Elbbrücke bei Dresden hatte Napoleon zwei Bogen geſprengt, die Meißener Brücke ganz abgebrannt. Dann hatten ſich die franzöſiſchen Truppen vor dem Anmarſch der Verbündeten gen Weſten zurückgezogen, und ſeit dem 31. März befand ſich Leipzig in der Hand der Ruſſen und Preußen!

Mit Zittern und Zagen hatte Leipzig die wilden Reiter der Steppe erwartet. Seine franzöſiſchen Freunde und Bundesgenoſſen hatten in Stadt und Land ſo fürchterlich gehauſt, daß man ſich bei der zweideutigen Haltung der ſächſiſchen Regierung von den halbbarbariſchen Befreiern wahrlich nichts Gutes hatte verſprechen mögen. Aber die Mannszucht und Gutmütigkeit der fremden Reiterhorden hatte die zitternde Stadt von aller Sorge befreit. Koſaken, Kalmücken und Baſchkiren waren ebenſo gerngeſehene Gäſte der Leipziger geworden wie die reguläre Reiterei der Ruſſen, die Grodnoſchen Huſaren, die Ulanen, die Dragoner. Zwar der Appetit und namentlich der Durſt der fremden Reitersleute war wahrhaft übermenſchlich, und ſie nahmen es keineswegs übel, wenn man ihnen eine Kanne Branntwein ſpendierte. Aber die Offiziere hielten aufs ſtrengſte darauf, daß niemand zu irgendwelcher Gabe gezwungen wurde. Alles wurde den Truppen von ihrer Militärverwaltung geliefert, und dieſe bezahlte alle ihre Anſchaffungen bar. Auch die Truppen waren reichlich mit Geld verſehen und bezahlten ihre Ein-

Digitized by Google

käufe in der Stadt gut und richtig. Vater Engelmann erzählte seinen Gästen, er selber habe einmal einen russischen Husaren beobachtet, wie er sich, nachdem er seine Kommißmahlzeit verzehrt habe, für sein eigenes Geld noch 21 Stück Soleier und eine Kanne Branntwein gekauft und beides als Dessert zu sich genommen habe, ohne daß es ihm Magendrücken verursacht hätte.

Für Sachsens Zukunft war die Besorgnis nicht gering. Unverhohlen äußerte sich die Begeisterung der ganzen Bevölkerung für die Sache der Freiheit. Scharenweis waren die jungen Leute gen Breslau gezogen, um sich in die preußischen Heere einreihen zu lassen. Dabei war es klar, daß Napoleons erster Stoß auf Sachsen zielen müsse, um Preußen und Rußland von Oesterreich zu trennen und den Anschluß dieses Landes an die beiden andern Großmächte zu verhindern! So sahen denn die Leipziger mit schweren Sorgen in die Zukunft, und auch der glänzende Geschäftsgang der Buchhändlermesse war nur ein vorübergehender Trost. Allerdings, das Geschäft der Verleger blühte! Zu vielen Tausenden flatterten die Flugblätter, die Aufrufe, die Belehrungen, die Spott- und Drohschriften gegen Napoleon in die Welt, und ihr Absatz brachte dem Mittelpunkt des deutschen Buchhandels reichlichen Gewinn. Aber wenn die Leipziger sich auch für den Augenblick unter dem Schutze der russischen Einquartierung sicher und behaglich fühlen durften — war das nicht doch nur die Stille vor dem Sturm?! Dunkle Wetterwolken brauten herauf aus dem Westen, von wo

Digitized by Google

nun schon seit zwei Jahrzehnten ein Ungewitter nach dem andern über Europa dahingebraust war.

So war die Not des preußischen und des sächsischen Vaterlandes, so war darüber hinaus die Hoffnung und die Sorge des ganzen deutschen Landes der einzige Gesprächsstoff beim Wiedersehen der Verwandten. Erst allmählich kamen die Männer auch auf ihre Geschäfte zu sprechen, und wie sie sich allmählich immer tiefer in Zahlen und Berechnungen verloren, da rückten Vetter Wilhelm und Base Sophie immer näher zusammen und begannen untereinander zu tuscheln. Der Berliner mußte sich erst ein wenig an die drollige Mundart der Leipziger Cousine gewöhnen, doch sie gefiel ihm ausnehmend mit ihren dunkeln Ringellöckchen, die ein frischwangiges Schelmengesicht mit kecken braunen Augen und einem munteren Stumpfnäschen einrahmten. Und alsbald waren die Kinder so vertraut miteinander geworden, daß Sophie dem Vetter einen gemeinsamen Spaziergang durch die Stadt vorschlug.

„Du, Wilhelm —!" flüsterte sie, „gib acht, mir wär'n ausreißen zusammen — un denn gähn mir draußen nach Reichels Garten zu de Russen ins Biwak, verstähste? Das sind nämlich meine Freinde, die Russen!"

Wilhelm, strengerer Zucht gewohnt, verwunderte sich: „Un det derfste so eenfach? Wat sagen denn deine Eltern dazu?"

„Nu, mer fragt äben ni erscht!" flüsterte Sophie und zog den Vetter heimlich lachend aus dem Zimmer.

Digitized by Google

Vor der Tür des Engelmannſchen Hauſes überblickten die Kinder den Marktplatz, auf dem ruſſiſche Genieſoldaten bereits, wie Sophie erklärte, mit den Vorbereitungen für das Oſterfeſt begannen, indem ſie inmitten des Platzes ein großes Gerüſt für eine gottesdienſtliche Feier aufſchlugen. Sophie erzählte dem Vetter, die Ruſſen feierten Oſtern erſt 12 Tage nach der weſteuropäiſchen Chriſtenheit. Dafür aber ſei es der höchſte ruſſiſche Feiertag, und um die ruſſiſchen Gäſte recht nach ihrem Geſchmack zu ehren, müſſe man den ruſſiſchen Oſtergruß auswendig lernen. An dieſem Tage ſeien alle Menſchen Brüder und Schweſtern, und wer dem andern begegne, müſſe ihn mit dem Gruß: „Christos wos kres!“ (Chriſt iſt erſtanden!) begrüßen, oder den Gruß des andern mit den Worten: „Wo istinoi wos kres!“ (Er iſt wahrhaftig auferſtanden!) begrüßen . . .

„Und denke bloß, Vetter, denn tun ſie een' kiſſen — und das muß man ſich ganz ruhig gefallen laſſen! Hu — mit ihren grauslichen großen Bärten! Und wie ſie nach Wodka riechen!“

„Wodka? Wat is'n det?“

„Nu — das is doch der ruſſiſche Name fier Schnaps — brrr!“

Lachend griff Sophie den Vetter an der Hand und zog ihn hinter ſich her, das Thomasgäßchen hinab, an der altberühmten Thomaskirche vorbei und dann quer über die jungen Baumalleen der Promenade, die an Stelle der vor dreißig Jahren geſchleiften Stadtbefeſtigung ent-

Digitized by Google

ſtanden war. Auf einer Holzbrücke überſchritten dann die Kinder die Pleiße und bogen in die Einfriedigung des Reichelſchen Vergnügungsgartens ein, wo unter den Bäumen, deren Spitzen das erſte junge Grün zeigten, ein ganzes Regiment Koſaken ſein Biwak aufgeſchlagen hatte.

Da gab's zu ſehen und zu ſtaunen! Zwar kannte Wilhelm ja die Koſaken ſchon von Berlin her, aber noch nie hatte er Gelegenheit gehabt, ihr Treiben ſo aus nächſter Nähe zu beobachten! In der Mitte waren die großen Lanzen im Kreiſe zuſammengeſteckt. Ueberall wurde munter gekocht und gegeſſen. Andere Gruppen ſpielten Karten, wieder andere waren um einen Geſchichtenerzähler verſammelt, der mit lebhaften Gebärden einen Schlachtbericht vorzutragen ſchien, wobei die Hörer ihm mit inbrünſtiger Begeiſterung lauſchten. Das luſtigſte aber war die Art, wie die wüſten Geſellen mit ihren Pferden umgingen. Dieſe liefen zwiſchen ihren Herren umher, frei und feſſellos, wie zutrauliche Haustiere. Wie lachten die Kinder, als ſie einen ruppigen Schimmel beobachteten, der ohne Umſtände den Kopf in den Mantel ſeines Herrn ſteckte, einen Hering daraus hervorholte und mit großem Appetit verzehrte! Als der Reiter die Verwunderung der Kinder bemerkte, ſtrahlte er vor Stolz über ſein kluges Tierchen, ſtreichelte es, ließ ſich von ihm küſſen und die Pfote geben, wie von einem gelehrigen Pudel! Inmitten der Kameraden aber und der zahlreichen Bürger und Bürgerinnen Leipzigs, die mit ſtets neuem Vergnügen dem Treiben ihrer wilden Gäſte

Digitized by Google

zusahen, lag hier und dort ein Kosak in tiefem Schlaf am Boden, häufig gerade zwischen den Beinen seines treuen Rosses, dessen Schatten ihm als Schutz gegen die schon wärmeren Strahlen der Frühjahrssonne dienen mußte!

Mit den Leipzigern schienen die Kosaken im besten Einverständnis zu leben. Besonders schienen sie sehr kinderlieb zu sein. Ueberall sah man die zierlich geputzten Flachsköpfe der Leipziger Jugend mitten zwischen den rauhborstigen Steppensöhnen in zutraulichem Spiel — und auch Geplauder — so gut es gehen wollte! Das muntere Sophiechen Engelmann aber ward überall von den Langbärten mit Begeisterung begrüßt, und zu Wilhelms Entsetzen schien die Cousine gar nichts dabei zu finden, sich von den stachelbärtigen Gesellen väterlich abküssen zu lassen!

Mit Blitzesschnelle flogen den Berlinern die Osterfesttage im gastlichen Hause Engelmann und im kriegerisch belebten Leipzig dahin. Nach dem Fest holte Papa Wittich seinen Sohn tüchtig heran und lehrte ihn, im Geschäft die Augen aufzutun. Sowie aber Wilhelm einen freien Augenblick erwischen konnte, verschlang er mit inbrünstiger Begeisterung den Inhalt der Flugschriften und Liederhefte, die sein Vater und sein Onkel lediglich als Handelsware zu betrachten schienen. Vor allem aber begeisterten ihn die Dichtungen eines gewissen Theodor Körner, von dem Onkel Engelmann zu erzählen wußte,

Digitized by Google

daß er ihn gar gut kenne. Er sei der Sohn eines Oberappellationsgerichtsrats aus Dresden, der mit dem verstorbenen Schiller sehr intim befreundet gewesen sei. Der noch ganz jugendliche Dichter habe schon eine glänzende Karriere gemacht. Zwar als Leipziger Student sei er ein toller Bursche gewesen und wegen eines Duells gar von der Universität verwiesen worden! Bald darauf aber habe er ein paar wunderschöne Theaterstücke geschrieben, vor allem eines, das den Titel „Zrinyi“ führe — und nun sei er Theaterdichter am Hofburgtheater in Wien! Von allen Gedichten dieses jungen Poeten, die in Tausenden und aber Tausenden von Exemplaren im Hof der Engelmannschen Buchhandlung an die Sortimenter verfrachtet wurden, riß keins den jungen Berliner Buchhändlerssohn dermaßen hin, wie jenes, das die Ueberschrift: „Aufruf“ trug. Sein erster Vers lautete:

„Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif! Ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!“

Das war Oel in die Glut, die in Wilhelms Seelentiefen brannte. Er lernte das ganze Gedicht auswendig, und manche Stunde wälzte er sich nächtens schlaflos in

Digitized by Google

seinem Bett und fühlte sich fast erstickt von dem Drang, aus all der sorgsamen Hut, die ihn umgab, hinausstürmen zu dürfen ins Feld, wo die Krieger der Freiheit der nahenden Entscheidungsschlacht entgegenmarschierten!

Am 25. April, zwölf Tage nachdem Leipzig sein Osterfest begangen, feierten auch seine Gäste aus dem Osten den Auferstehungstag des Weltheilandes. Um die goldstrotzenden Altäre, die von den russischen Soldaten inmitten des Marktplatzes aufgerichtet waren, beging die ganze russische Besatzung morgens einen riesigen Gottesdienst von unvergleichlicher, geheimnisvoller Feierlichkeit. Engelmanns und ihre Gäste schauten aus den Fenstern des ersten Stocks aus zu und konnten sich nicht sattsehen an den prunkvollen Meßgewändern der Priester, der Pracht der Heiligenbilder, der tiefen, demütigen Andacht der unabsehbaren, wilden Kriegerscharen!

Der Nachmittag brachte eine allgemeine Verbrüderung der Leipziger und der russischen Gäste. Wohin das Auge sah, überall erblickte man die guten Leipziger mit Kosaken, Baschkiren und Kalmücken Arm in Arm. Alle, die sich begegneten, tauschten den russischen Ostergruß aus, und die Frauen trauten sich bald gar nicht mehr auf die Straße, um nicht von den stürmischen Umarmungen der wüsten Steppensöhne erdrückt zu werden . . .

Aber jählings veränderte sich dies Friedensbild schon am folgenden Tage. Es ward ruchbar, daß die verbündeten Armeen von allen Seiten her der Elbe zumarschierten, daß die Preußen in Bälde in Leipzig ein-

Digitized by Google

rücken würden, und daß vom Westen her Napoleons Heeresmassen in Eilmärschen gleichfalls der Elbe sich zuwälzten, so daß die ersten blutigen Zusammenstöße nicht allzu fern von Leipzig schon für die allernächsten Tage zu erwarten seien!

Papa Wittich beschleunigte seine Geschäfte so sehr als nur irgend möglich. Als am letzten April die ganze russische Besatzung der Stadt Leipzig gen Westen aufbrach, als unabsehbare preußische Truppenmassen von Osten her die Stadt durchfluteten, um sich dem heranrückenden Franzosenkaiser entgegenzuwerfen, da glaubte er mit dem Aufbruch nicht länger zögern zu dürfen. Unter keinen Umständen durfte sein Wagen mit dem kostbaren Vorrat an Druckschriften, die fast ohne Ausnahme dem Freiheitskampfe gewidmet waren, in die Hände der Franzosen fallen — die hätten unfehlbar alle diese Schätze beschlagnahmt und vernichtet, ja, es stand sogar Kopf und Kragen in Gefahr —! So galt es denn, schmerzlichen Abschied zu nehmen. Niemandem aber war das Scheiden bitterer als den beiden Kindern, die sich in den ereignisreichen Tagen innig angefreundet hatten!

Am Vorabend der Abreise verlangte Sophiechen von ihrem Vetter das feierliche Versprechen, daß er zur nächsten Ostermesse wiederum den Vater nach Leipzig begleiten werde. Da konnte Wilhelm sich's nicht versagen, bei einem letzten Spaziergang über die nun schon dicht von jungem Grün umsäumte Promenade der Cousine den tollkühnen

Digitized by Google

Plan zu verraten, den er inzwischen in seinem Herzen zur Reife gebracht hatte. Bei der ersten besten Gelegenheit wollte er, wie so mancher seiner Schulkameraden, aus dem Elternhaus entwischen und sich zu den preußischen Heeren durchschlagen, um, wenn man ihm noch keine Muskete anvertrauen wollte, wenigstens als Trommelschläger oder Pferdejunge mitzuziehen! Das war so recht etwas nach dem romantischen Geschmack eines vierzehnjährigen Mädchenherzens! Stolz und glücklich lachend drückte sie des Vetters Arm und flüsterte ihm zu:

„Kann sein, Wilhelm, kommst dann schon frieher wieder mal nach Leipz'g, als aufs nächste Osterfest — weeß mer'sch denn!?"

Am folgenden Morgen in der ersten Dämmerung rollte der Wittichsche Planwagen mit seiner kostbaren Fracht an Menschen und Büchern aus Auerbachs Hof durch die noch menschenleeren Straßen gen Norden. Aus dem ersten Stockwerk des behaglichen Engelmannschen Hauses aber wehte Onkel Engelmanns Käppchen, Tante Sophiens und Cousine Sophiechens tränennasse Schnupftücher hinter den Scheidenden drein . . .

Kaum aber war der Wagen aus dem Bereich der Vorstadthäuser auf die offene Landstraße hinausgekommen, da horchte Vater Wittich plötzlich auf — befahl dann dem Kutscher, zu halten, und lauschte angestrengt gen Westen.

Im Strahl der Frühlingsherrlichkeit lag die weite Ebene, nur von den endlosen Linien der Chausseepappeln

Digitized by Google

durchkreuzt. Lenzhauch wehte über die zartgrünen Wogen der jungen Saat, unzählige Lerchen wiegten sich trillernd in der durchgoldeten Luft. Aber was war das für ein seltsamer, dumpfer Ton, der wie ein fernes, stumpfes Pochen und Stampfen von Westen heranwehte —!

„Hörste det, Willem?!“ sagte Papa Wittich heiser. „Det sind Kanonen! Nu jeht's los!“ Und dann zu dem harrenden Kutscher:

„Vorwärts, Anton — vorwärts, wat die Schinder herjeben — det se uns nich erwischen dhun!“

Drittes Kapitel

Erſte Kämpfe

Als nach acht beſchwerlichen und entſagungsvollen Tagen einer Reiſe, die durch ein von Truppendurchzügen faſt ganz ausgeſogenes und verwüſtetes Land geführt hatte, der Planwagen mit den Bücherſchätzen der Firma L. W. Wittich am Nachmittage des 8. Mai wieder vor dem Hauſe Unter den Linden 22 hielt, als Mutter und Schweſtern den endlich Heimgekehrten mit jubelnder Begrüßung entgegenflogen, war die Weltgeſchichte ſchon um ein tüchtiges Stück vorwärts gerollt. Was unſern Reiſenden unterwegs nur als verworrenes Gerücht zu Ohren gekommen war, das wußte Berlin ſchon ſeit geſtern in allen Einzelheiten: reitende Eilboten mit ihren Depeſchen hatten das plumpe Gefährt des Buchhändlers überholt und der Preußenhauptſtadt die ſchmerzliche Kunde von der Schlacht bei Lützen gebracht . . . Auf jenem alten Schlachtgefild, auf dem am 16. November 1632 der Schwedenkönig Guſtav Adolf gefallen war, hatte der Kaiſer Napoleon den erſten grimmigen Zuſammenſtoß mit den verbündeten Heeren der Preußen und Ruſſen herbeigeführt. Ein furchtbar blutiges Ringen war's

Digitized by Google

gewesen. Die Verbündeten hatten 10 000 Mann, die Franzosen gar 18 000 an Toten und Verwundeten auf dem Platz gelassen. Unentschieden war der Kampf geblieben, und auf der blutgetränkten Wahlstatt hatten die Preußen den Wiederbeginn des Kampfes abgewartet, den, so hofften sie, die steigende Sonne bringen würde. Aber der Kaiser Alexander von Rußland hatte den Rückzug verlangt, da seine Artillerie nicht mehr Munition genug für einen zweiten Schlachttag habe! Und zähneknirschend hatten die Preußen den Sieg aus der Hand geben müssen, den, so glaubten sie, das gräßliche Blutopfer ihrer jungen und kampfbegeisterten Truppen verdient habe!

Welch furchtbarer Schlag für die Sache der Befreiung! Welch trübseliger Anfang, welch niederschmetternde Enttäuschung!

Wie hätte Wilhelm Wittich nun seinen Plan, sich zum Heere durchzuschlagen, ausführen sollen?! Wußte doch niemand, wohin die verbündeten Armeen zurückgewichen waren! Nur so viel verlautete, daß sie den Rückzug über die Elbe angetreten hätten: Leipzig, das wochenlang die Russen als liebe und werte Gäste empfangen hatte, war nun in der Hand des Feindes, seiner Willkür, seiner Rache preisgegeben! Wie mochte es dort nun ausschauen?!

Und so mußte denn Wilhelm, anstatt einen Trommelriemen um die Hüften zu schnallen, zwei Tage später wiederum die Schulbücher unter den Arm nehmen und

Digitized by Google

nach Schluß der Osterferien als Obersekundaner das graue Gefängnis der Schulmauern wieder aufsuchen . . .

Als er nach Hause kam, erzählte er mit tiefer Erregung, was er soeben in der Schule erfahren hatte: jene Tat, die er selber seit Wochen in der Seele wälzte, hatte sein Schulkamerad Fritz Kulicke ausgeführt — er, der Sohn jenes reckenhaften Helden vom 19. Februar, er hatte sich des Vaters würdig zeigen wollen und war von der Seite der verwitweten Mutter hinweg ins Feld geeilt — nur mit wenigen Pfennigen Geld in der Tasche, bereit, sich bis zur Armee durchzubetteln!

Da nahmen die Eltern den Sohn in die beste Stube, Mutter Dorothee legte das Bibelbuch auf den Tisch, befahl Wilhelm, die linke Hand darauf zu legen und die rechte zum feierlichen Schwur zu erheben: daß er niemals ohne den Willen des Vaters dem Beispiel seines Freundes und Schulkameraden folgen würde!

Wohl sträubte sich Wilhelm mit allen Kräften und verriet so den sorgsamen Eltern den geheimen Wunsch und Plan seiner Seele, aber es half ihm nichts, der elterliche Befehl war unausweichlich.

Da umzog sich Wilhelms Gemüt mit tiefer, verbissener Trauer.

Und was die nächsten Tage und Wochen brachten, das war alles wenig geeignet, die verfinsterte Seele des Obersekundaners aufzuhellen. In den letzten drei Tagen kam die niederschmetternde Kunde, daß die Verbündeten eine neue große Schlacht gegen Napoleon verloren hätten.

Digitized by Google

Bei Bautzen an der Spree hatte der Kaiser in gräßlichem, zweitägigem Ringen Preußen und Russen aufs Haupt geschlagen. Die Verbündeten hatten den Rückzug antreten müssen bis zur Oder hin. Auch die Sachsenhauptstadt Dresden war in Napoleons Hand.

Und was den Berlinern als bitterstes Schrecknis dräute, war dies: die Armeen, die es schützen sollten, waren gen Südosten abgedrängt. Wehrlos schien Berlin dem Ansturm der Welschen preisgegeben! Man brauchte kein Heerführer, kein Politiker zu sein, um sich zu sagen, daß dem Franzosenkaiser alles daran gelegen sein müsse, Berlin, den Mittelpunkt der preußischen Volkserhebung, in seinen Besitz zu bringen und grausam zu züchtigen. Und tatsächlich langte auch unmittelbar nach der Schlacht bei Bautzen die Nachricht an, daß der Marschall Oudinot mit einem Heere von 20 000 Mann im Anmarsch sei.

Nun aber erwies es sich, was Berlin in den schrecklichen sieben Jahren seit Jena und Auerstädt gelernt hatte. Nicht mehr hieß das Stichwort: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" — nein, ganz Berlin erhob sich zur Gegenwehr. Was nur irgend noch die Flinte, den Säbel, den Degen führen konnte, trat unter die Waffen. Landwehr und Landsturm wurden einberufen und eingedrillt. Die ganze Stadt war ein Heerlager, und wenn die Bürger des Morgens mit der Flinte exerziert hatten, schulterten sie des Nachmittags den Spaten und marschierten in dichten Kolonnen zum Halleschen Tor hinaus, um die Höhen-

Digitized by Google

züge südlich der Stadt durch einen doppelten Ring von Umwallungen zu verschanzen.

Papa Wittich, der noch in den kräftigsten Mannesjahren stand, glaubte nicht länger hinterm Ladentisch hocken zu dürfen. Auch er meldete sich zum Dienst, empfing im Zeughaus den Wachstuchtschacko mit dem Landwehrkreuz, auf dem die Worte eingeprägt standen: „Mit Gott für König und Vaterland!“ — empfing Flinte und Patronentasche, Bajonett und Seitengewehr. Das alles legte er allmorgendlich über seiner bürgerlichen Kleidung an und exerzierte stundenlang unverdrossen mit seinen Kameraden im Lustgarten. Einträchtiglich standen da Professoren und Fabrikarbeiter, Schriftsteller und Heizer, Grafen und Gärtnersknechte in Reih und Glied ...

Wenn aber der Buchhändler um die Mittagsstunde schweißgebadet und begeisterungglühend nach Hause kam und seines Vaters Bericht entgegennahm, der inzwischen im Laden gestanden und manchen Groschen und Taler für den Massenvertrieb vaterländischer Schriften und Katechismen einkassiert hatte, dann meinte er den finstern Vorwurf in den Augen seines Obersekundaners kaum ertragen zu können. Wie groß und ernst der Junge geworden war in der Not der Zeit! War es nicht unrecht, so viel hoffnungsvolle, tatbereite Jugendbegeisterung in die dumpfen Schulmauern, hinter die papierenen Wälle der antiken Klassiker, hinter Syntaxregeln und mathematische Formeln zu verbannen?! Oft besprachen die Eltern in später Nachtstunde diese dunkle Frage. Doch

immer kamen sie zum gleichen Ergebnis: ein sechzehnjähriger Knabe aus gutem Hause gehöre noch nicht auf das Schlachtfeld — dem Vaterlande wirklich nützen könne er dort ja doch noch nicht, und zum Trommlerbuben sei ein Schüler des Homer und Virgil am Ende doch zu schade. . .

Wilhelm hatte sich in diesen Tagen ganz in sich selbst zurückgezogen. Er verkroch sich hinter seinen Büchern, tat keinen Schritt aus dem Hause, außer zur Schule, und verschloß Ohr und Auge gegen all das Hohe und Herrliche, das um ihn herum sich vollzog, und an dem er nun doch einmal nach dem Willen seiner Eltern keinen Teil haben sollte. Wie aber war's ihm, als er am 26. Mai bei seiner Heimkehr von der Schule erfuhr, daß nun auch das Landsturmbataillon, bei dem der Vater stand, plötzlich alarmiert worden und zur Verteidigung der Hauptstadt gen Süden marschiert sei! In der Gegend von Jüterbog sollte das Bataillon zu der Armee stoßen, welche General Bülow, der vom König mit der Verteidigung der Hauptstadt beauftragt, aus einem bunten Gemisch von aktiven Truppenteilen, Marsch- und Reserveformationen sowie Landwehr- und Landsturmtruppen gebildet hatte! Weinend erzählte die Mutter, vom Schluchzen der Schwestern begleitet, daß der Vater fort sei. Wilhelm sprach kein Wort. Er ging hinaus in sein Schlaf- und Studierzimmerchen, riegelte sich ein und kam trotz allen Flehens der Mutter und der Schwestern, trotz der derben Scheltworte, mit denen der

Digitized by Google

Großpapa an die verschlossene Tür hämmerte, den ganzen Tag nicht mehr zum Vorschein.

Mit bebender Spannung erwartete Berlin die Nachricht von dem Entscheidungskampf um den Besitz der Hauptstadt, der sich zwischen Bülow und Oudinot nun unbedingt ereignen mußte. Aber noch verging eine Woche in Harren und Bangen. In den Vormittagsstunden des 5. Juni aber schwirrte eine heißbeglückende Botschaft von Straße zu Straße, von Haus zu Haus: Bülows Armee, deren größten Teil die ins Feld gerückte Manneskraft Berlins bildete, hatte bei dem Städtchen Luckau das andringende Heer der Franzosen aufs Haupt geschlagen — Berlin war gerettet!

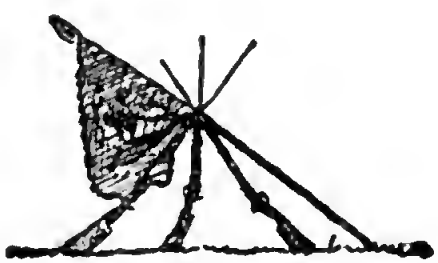
Die Familie Wittich hatte sich darein ergeben, daß es wohl lange Tage und vielleicht Wochen dauern möchte, bis sie Nachricht vom Ergehen ihres Oberhaupts und Ernährers erhalten könnte. Inzwischen kam, zuerst als dumpfes Gerücht und dann immer sicherer und erschreckender eine niederschmetternde Kunde in die Hauptstadt: es sei am 4. Juni zwischen den Verbündeten und dem Kaiser Napoleon ein — Waffenstillstand geschlossen worden!

Das war mehr, als ein Preußenherz ertragen konnte! Wenn man auch zwei Schlachten verloren hatte — durfte man den Befreiungskampf aufgeben, solange noch eine Armee im Felde stand?! Und was konnte denn der Waffenstillstand anderes bedeuten als den Vorläufer eines schimpflichen Friedens?!

Digitized by Google

Nur wenige Tage blieb man in Ungewißheit. Eines Abends in der Dämmerung trat Vater Fritz Wittich in das Wohnzimmer, in dem die Familie zum Nachteſſen verſammelt war. Mit einem Schrei, halb des Schreckens, halb des Jubels, ſprang alles empor und flog dem Vater an den Hals. Der aber ſtellte ſtumm ſein Gewehr in die Ecke, ſchmetterte den Tſchako an die Erde, winkte mit der Rechten dem Anſturm der Seinen ab und wies auf die ſchwarze Binde, die ſeinen linken Unterarm umzog — dann ging er ſchweigend zum Tiſche, ſank auf einen Stuhl, ſein Haupt fiel ſchwer auf die Platte, und der ſtarke Mann, den die Seinen niemals weinen geſehen hatten, brach in ein hilfloſes Schluchzen aus.

Ja — alles war aus . . . es gab kein Preußen mehr! Es mußte ſo ſein, wenn Fritz Wittich weinen konnte.



Digitized by Google

Viertes Kapitel

Eine Schlacht vor den Toren Berlins

Bange Monate kamen für Berlin, für Preußen, für die Welt. Würde Friede werden? Und um welchen Preis?! Oder würde man aufs neue das Schwert ziehen dürfen, um in blutigem Entscheidungskampf die Freiheit zu erstreiten — oder den ehrenvollen Untergang zu finden?!

Was ist der einzelne Mensch, was ist eine Familie, wenn die Weltgeschichte die ehernen Schicksalslose schüttelt?! Ein armes Nichts — ein hilfloses Häuflein bejammernswerter Erdenbürger, die jeden Augenblick gewärtig sein müssen, daß der Elefantenschritt des Krieges über sie hinstampft und sie zermalmt . . . Und doch wird auch die Weltgeschichte von Menschen gemacht . . . während Millionen und aber Millionen zitternd und ohnmächtig der Entscheidung harren, die Leben und Glück oder Qual und Untergang für sie bedeutet, sitzen in Königsschlössern und diplomatischen Kanzleien über Akten und Briefe gebeugt jene Männer, die das Schicksal der harrenden Millionen zu entscheiden haben . . . von deren Gewandtheit, Umsicht und Tapferkeit die Zukunft der

Digitized by Google

Nationen abhängt, ihre Bündnisse und Feindschaften, ihr Glanz und ihr Zusammenbruch . . .

Dies war die Lage der Welt in den nächsten zwei Monaten nach dem Waffenstillstand vom 4. Juni. Kam auch keinerlei Kunde mehr von grimmigen Schlachten, von Sieg und Niederlage — dennoch ahnte, wußte jeder, daß Dinge von ungeheurer Bedeutung vorgingen in der Welt — daß in den Geschäftsstuben der Politiker Entscheidungen fielen, noch wichtiger und verhängnisschwerer als im Schlachtendrang . . . Entscheidungen, welche die Völker über kurz oder lang mit ihrem Blute würden bezahlen müssen.

Nur dunkle Gerüchte schwirrten durch die erregt aufhorchenden Lande. Jedermann wußte, daß es sich vor allen Dingen darum handeln würde, auf welche Seite sich Oesterreich schlagen würde — ob zu den verbündeten Russen und Preußen oder zu dem Franzosenkaiser, der ja ein Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich war. Man erfuhr, daß Metternich, der allmächtige österreichische Minister, von Napoleon nach Dresden eingeladen worden sei und dort Ende Juli eine Zusammenkunft mit ihm gehabt habe, daß daraufhin der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert worden sei. Dann verlautete, Oesterreich habe die Vermittlung zwischen Napoleon und den Verbündeten übernommen. Und zu Prag sei ein Kongreß zusammengetreten, um den Frieden vorzubereiten! Was durfte Preußen von solch einem Frieden

Digitized by Google

erwarten?! Napoleon hatte in zwei großen Schlachten gesiegt, war in Breslau eingezogen, in Breslau, von wo der „Aufruf an mein Volk“ ins Preußenland hineingeflogen war! Hatte die Heere der Verbündeten über die Elbe und Oder zurückgedrängt. Wie, wenn Rußland, zufrieden, den Franzosenkaiser aus seinen Marken vertrieben zu haben, des Krieges müde geworden wäre? Wie, wenn Oesterreich der deutschen Sache auch ferner entzogen bliebe?! Dann war Preußen das Opferlamm, das zum Friedensfeste der drei Kaiserreiche geschlachtet wurde!

Wie viel Sorge und Qual wäre allen deutschen Herzen erspart geblieben, hätten sie ahnen können, daß schon zwei Tage vor Abschluß des Waffenstillstandes Oesterreich in einem Geheimvertrage seinen Beitritt zum Bunde wider Napoleon in Aussicht gestellt hatte! Wie unermeßlich war der Jubel Berlins und Preußens, als Mitte August die Kunde kam, am Tage des Ablaufes des Waffenstillstandes, am 10. August, seien die Friedensunterhandlungen in Prag abgebrochen worden, und zwei Tage später habe Oesterreich dem Kaiser der Franzosen den Krieg erklärt!

Doch nur zu bald drangen neue Schreckensnachrichten in die Preußenhauptstadt. Für den Wiederbeginn des Krieges plante Napoleon einen Hauptstoß mitten ins Zentrum des Bundes der Völker, die sich gegen ihn zusammengeschlossen hatten. Berlin sollte fallen! Berlin, das leidenschaftlich flammende Herz der preußischen Erhebung! Mehr als hunderttausend Mann rückten von drei

Digitized by Google

Seiten her auf Berlin. Vor allem die Armee des schlachterprobten Marschalls Oudinot, der mit siebzigtausend Mann von Süden her im Anmarsch war!

Wohl war Berlin an seiner Südseite verschanzt, wohl lag noch einige Meilen weiter südlich eine neu errichtete Befestigungslinie an den Durchlaßpunkten des sumpfigen Geländes der Nuthe und Notte. Wie aber stand es mit dem Heere, das Berlin zu verteidigen bestimmt war?

Während des Waffenstillstandes hatte der Kaiser Napoleon, der wohl wußte, daß er es nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten nunmehr neben Preußen und Rußland auch noch mit den Oesterreichern zu tun haben würde, eine Aufstellung eingenommen, in der er getrost den Ansturm seiner Gegner erwarten zu können meinte. Und das war ganz einfach der Flußlauf der Elbe, den seine Heere besetzt hielten von der Nordsee bis nach Schlesien hinein, bis an den Rand des Erzgebirges.

Ihm gegenüber hatten die Verbündeten drei Heere aufgestellt. Ein Nordheer von 150 000 Mann Preußen und Russen nebst einem winzigen schwedischen Hilfskorps war zur Verteidigung Berlins bestimmt. Ferner stand eine schlesische Armee in Stärke von 100 000 Mann unter Führung Blüchers und endlich eine 240 000 Mann starke böhmische Armee unter dem Befehl des Feldmarschalls Fürsten zu Schwarzenberg.

Für die Berliner kam also vor allen Dingen die Nordarmee in Betracht. Diese Nordarmee bestand aus

Digitized by Google

zwei preußischen Korps, welche zwei Generale vom echten preußischen Schrot und Korn, Bülow und Tauentzien, zu Befehlshabern hatten. Daneben zwei russische Korps, gleichfalls unter bewährten Führern. Wer aber war der Oberbefehlshaber der ganzen Nordarmee?! Ja, das war nun wirklich eine sehr merkwürdige Geschichte. Das wär ein früherer Unteroffizier der französischen Armee, ein geborener Franzose, der es erst mit 29 Jahren zum französischen Leutnant gebracht hatte, dann aber bald zum General emporgestiegen war und als Feldherr Napoleons 1806 und 1807 gegen Preußen und Rußland gefochten und gesiegt hatte! Bernadotte war sein Name. Durch seine Heirat war er sogar in entfernte verwandtschaftliche Beziehung zu Napoleon selbst getreten. Im Jahre 1810 nun hatten König und Volk von Schweden diesem französischen General die Aussicht auf Nachfolge in die schwedische Königswürde angetragen, da der König von Schweden selber kinderlos war, und mit Napoleons Bewilligung hatte Bernadotte diese Würde angenommen und war nun, unter dem Namen Karl Johann, Kronprinz von Schweden! In dieser seiner neuen Eigenschaft war er gar bald mit seinem Kaiser und seinem Vaterlande in Konflikt gekommen und hatte sich bei Ausbruch des großen Krieges gegen Napoleon dessen verbündeten Feinden angeschlossen, auch ihren Heeren ein schwedisches Hilfskorps von 30 000 Mann zugeführt. Und einem Manne von einer so verwickelten und nicht gerade in allen Punkten rühmlichen Vergangenheit vertraute

Digitized by Google

man den Oberbefehl der Nordarmee und den Schutz der preußischen Hauptstadt an!

Natürlich schaute das Preußenland, schaute Berlin nicht mit allzu großem Vertrauen zu diesem sonderbaren Beschützer empor. Und bald genug schwirrte durch die Stadt ein schreckliches Gerücht: Bernadotte wolle Berlin aufgeben und den anrückenden Heeren der Franzosen erst nördlich der Stadt entgegentreten!

In furchtbaren Aengsten schwebte die Stadt. Und wie ein jedes Haus, so teilte auch die Familie Wittich die grausamen Beklemmungen der Zeit. Das Landwehrbataillon, zu dem Papa Wittich beim Wiederausbruch des Krieges versetzt worden war, gehörte zum Korps Bülow, und zwar zur Brigade Hessen-Homburg. Schon mehrere Tage vor der Beendigung des Waffenstillstandes war der Buchhändler, dessen Armwunde völlig ausgeheilt war, wieder zu den Fahnen ausgerückt, und die Seinen waren ohne jede Nachricht von ihm. Nur daß das Korps Bülow südlich von Berlin in der Nähe von Trebbin stehe, war bekannt geworden. Aber auch das hatten die Berliner erfahren müssen, daß Marschall Oudinot von Luckau her im Anmarsche sei. Schon in den Morgenstunden des 23. August verbreitete sich in Berlin das Gerücht, am Tage vorher habe nur drei Meilen südlich der Hauptstadt in der Nähe von Trebbin ein heftiges Gefecht zwischen den südlichen Vortruppen der Nordarmee und den Franzosen stattgefunden, und diese seien siegreich noch weiter nach Norden vorgedrungen.

Digitized by Google

Am Morgen des 23. Auguſt war Wilhelm Wittich wie alle Tage mit dem Schulranzen zum Gymnaſium gegangen. Aber ſo ungeheuer war die Erregung der Gemüter, daß von einem ordnungsmäßigen Unterricht nicht die Rede ſein konnte. Der Feind weniger als drei Meilen von der Stadt! Eine Entſcheidungsſchlacht unmittelbar bevorſtehend, vielleicht gar ſchon im Gange! War es ein Wunder, daß weder Lehrer noch Schüler geſtimmt waren, Horaziſche Oden zu zergliedern oder mathematiſche Schlußfolgerungen aneinanderzureihen?! Nein, die Schulſtunden verwandelten ſich in überaus erregte Unterhaltungen, in denen die Lehrer die Karten des mutmaßlichen Schlachtfeldes an die Tafel zeichneten, um ihren Schülern die gefährliche Lage der Hauptſtadt zu erläutern . . . Oder ſie ließen die Kriegs- und Freiheitslieder der Körner, Arndt und Schenkendorf deklamieren . . . Etliche entwarfen mit ihren Jungen Pläne, wie man ſich nützlich machen könne, falls wirklich die verbündete Armee auf Berlin zurückgeworfen werden ſollte.

Und kaum hatte die Schulglocke die Mittagsſtunde geſchlagen, da ſtrömte alles in hellen Scharen die Friedrichſtraße hinunter, zum Kreuzberg, zu den Verſchanzungen hinaus, von wo man hoffen durfte, den verwehten Hall der Entſcheidungsſchlacht zu vernehmen, die gewiß da unten längſt im Gange war . . .

Ein heftiger Regen ſtrömte hernieder und durchnäßte die Hunderte und Tauſende, die auf den Höhenzügen

Digitized by Google

lagerten und des Kommenden harrten. Aber Stunde um Stunde verrann, ohne daß Nachricht kam, ohne daß durch die ziehenden Nebelſchwaden, welche die weiten Sand- und Kiefernebenen überlagerten, irgendein kriegeriſcher Laut ertönt wäre. Dies ſtundenlange Harren ging faſt über Menſchenkraft! Einen Plan über den andern ſchmiedeten die Sekundaner, wie ſie den wachſamen Blicken der Lehrer entwiſchen und aufs Geratewohl gen Süden durchbrennen könnten, dorthin, wo die eiſernen Würfel fallen mußten. Doch die Lehrer waren ſich ihrer Verantwortung für ihre Schüler bewußt und hielten ſich in enggeſchloſſenen Trupps beieinander.

Da, um die letzte Abendſtunde, drang es plötzlich wie ein Schauer durch die unüberſehbaren Scharen der harrenden Bürgerſchaft: aus weiter Ferne, doch unverkennbar, rollte das Getös einer entfachten Kanonade heran! Das riß nun nicht mehr ab. Und wiederum verrannen Stunden um Stunden, während alles in flackernder Erregung dieſem dumpfen Rollen und Branden lauſchte, das die Phantaſie mit einem Wirbel grauſiger Bilder erfüllte — grauſiger . . . und doch auch unſagbar erhebender, neidweckender. Wäre es nicht zehnmal ſchöner geweſen, jetzt da hinten ſein zu dürfen, das Fieber, das Seele und Glieder durchſchauerte, austoben zu dürfen im Laden und Schießen, im Vorwärtsſtürmen und Dreinſchlagen — als hier im naſſen Schlamm zu ſtehen, fröſtelnd, hungergequält und wehrlos, ohne eine Ahnung, wie es da hinten ſtehen mochte?!

Digitized by Google

Der Abend kam, die Nacht — aber niemand wich vom Platze. Geduldig harrten die Massen und lauschten, wie der Kanonendonner allmählich verebbte. Und wie ein Jubelgebet durchdrang die lauschenden Tausende nach und nach die Erkenntnis: das Schlachtgetös hatte sich wenigstens nicht genähert! Kein Zweifel, die Tapferen da unten hielten den Ansturm der Welschen aus, und wenn es vielleicht auch kein Sieg war — eine entscheidende Niederlage war's ganz gewiß nicht! Der Schlachtlärm, der nach Einbruch der Dunkelheit allgemach in sich zusammengesunken war, brodelte gegen 9 Uhr noch einmal heftig auf. Aber nur für eine kurze Weile, dann war alles still. Dennoch: die Berliner warteten und warteten. Endlich mußte ja doch Nachricht kommen!

Und horch! Um die zehnte Stunde klangen auf der Chaussee von Lankwitz hellaufflackernde Hufschläge daher. Und bald erhob sich da unten, wo rechts vom Kreuzberge die Chaussee die Befestigungen durchschnitt, ein ungeheurer Jubel. Und wie ein schmetternder Trompetenstoß schnitt durch das Jauchzen ein einziges Wort, das in jeder Brust ein Echo weckte, dem jede Lippe Widerhall gab:

„S i e g — ! !"

Und in der schwarzen Finsternis fielen Lehrer und Schüler, fielen Sekunda und Tertia, fielen Gymnasiasten und Bürgersleute einander um den Hals, umarmten sich wildfremde Menschen in dem einen, allverbindenden, allbeseligenden Bewußtsein der Rettung . . .

Digitized by Google

Und niemand verschwendete weiter Zeit an den aussichtslosen Versuch, heute nacht noch Einzelheiten zu erfahren. Sieg! — das war alles, was man für den Augenblick zu wissen brauchte . . . Und wie ein brausendes, hochaufschäumendes Meer wälzte sich der finstere Schwall der vor Nässe schlotternden, vor Begeisterung taumelnden Lauscherscharen nach rückwärts, in das Gewirr der Straßen, verteilte sich über die ganze große Stadt und trug überallhin die erlösende Kunde:

„Wir haben gesiegt!“

Nur mit Mühe hatte Mama Wittich es fertig gebracht, daß ihr Wilhelm, einen heißen Fliedertee zum Schwitzen im Leibe, damit ihm das stundenlange Harren in Nässe und Kot nicht schade, sein Lager aufsuchte. Sie und die Mädchen aber schafften fast die ganze Nacht hindurch. Was irgend noch an Eßbarem in diesen trüben Zeiten im Hause vorhanden war, das wurde zusammengepackt — dazu mächtige Pakete von altem Leinen, Wein, so viel man nur schleppen konnte, Großpapas wollene Socken und Tabakpakete, alles „für unsere Sieger“!

Und schon beim ersten Morgengrauen alarmierten die Mädels das Haus. Nur Großpapachen mußte daheim bleiben, das Geschäft zu versehen. Unter des Obersekundaners Führung, der sich nun plötzlich als Mann und Familienoberhaupt fühlen durfte, marschierte die Familie Wittich die Friedrichstraße hinunter, zum

Digitized by Google

Halleschen Tore hinaus gen Süden . . . — Ach, sie waren nicht allein, die Wittichschen. Eine Völkerwanderung flutete durch das schmale Tor, das die Befestiger der Südfront in den Wällen zum Durchlaß der Trebbiner Chaussee ausgespart hatten. Was noch ein Pferd und einen Wagen im Stalle stehen hatte, das hatte eingespannt. Was einen Schubkarren, ein Handwägelchen besaß, hatte aufgepackt, was irgend zum Bedarf der Tapferen da draußen dienen mochte. Unübersehbar im ersten fahlen Morgenlichte trottete das Volk Berlins dem Schlachtfelde zu. Und wenn den Schwerbepackten die Müdigkeit kommen wollte, dann stimmten jugendhelle Kehlen ein markiges, allbelebendes Lied an:

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

oder:

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?"

oder:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
der wollte keine Knechte —"

Keiner aber sang schmetternder als Wilhelm Wittich. Endlich, endlich ging's hinaus aus den Mauern, hinaus ins freie Feld — ins Kriegsgefild! Und wenn auch an Mutters Schürzenband, er würde doch da draußen sein, da draußen, wohin er sich gesehnt hatte seit Monden und Monden, in verbitterter, verbissener Verzweiflung . . .

Und nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß er vielleicht den lieben Vater da vorn mit durch-

Digitized by Google

ſchoſſener Bruſt wiederfinden würde, als einen von den Hunderten und aber Hunderten, die der geſtrige Tag gefordert haben mußte!

Manche Stunde verrann ſo, ehe die erſten Anzeichen des geſtrigen Ringens ſich bemerkbar machten. Doch endlich kam's! Dem Anmarſch der Berliner wälzte ſich ein mühſeliger Zug entgegen. Das waren die Leichtverwundeten der verbündeten Armee, die zur Stadt zurückgeſandt wurden in ſichere Hut und Pflege! Ruſſen und Preußen in buntem Gemenge, die Geſichter kreidig, Köpfe und Arme mit blutigen Lappen umwickelt . . . ein herzerſchütternder Anblick — doch, wer von den Berlinern unter dieſer Schar einen der Seinen erkannte, der flog ihm mit einem Jubelſchrei um den Hals — wie viel ſchlimmer und grauſamer hätte das Wiederſehen ſein können!

Links der Chauſſee tauchte nun das ärmliche Dörfchen Heinersdorf auf. Und dort, am Nordrande, gewahrte man nun das Lager der Sieger. Auf den quietſchenden Schollen des Sturzackers qualmten die Lagerfeuer, an denen die Beſieger des grimmen Oudinot ſich ihre Mittagsſuppe kochten. Da gab's ein Grüßen und Winken hinüber und herüber, ein Jubeln und Danken ohn' Ende! Inmitten der Preußen harrten in wehrloſen Horden zuſammengetrieben die Gefangenen: grauſchnurrbärtige, narbenbedeckte alte Troupiers, die Bruſt mit Medaillen bedeckt — und blutjunges Franzoſenvolk; ach, und eine Unmenge Deutſche darunter, Sachſen, Württem-

Digitized by Google

Blücher in der Schlacht an der Katzbach

berger, Leute aus allen Rheinbundstaaten! Hatte doch die Hälfte der Armee Oudinots aus Deutschen bestanden . . . Aber die Familie Wittich hastete weiter.

Brigade Hessen-Homburg, so hatte man bald ermittelt, stand vorwärts links der Chaussee am Waldrande bei Kleinbeeren. Bis dorthin hatte sie gestern bei Einbrechen der Nacht den weichenden Feind verfolgt. Und Familie Wittich, die drei Kinder, die inmitten von Kriegswirren aufgewachsen waren, sahen sich nun zum erstenmal inmitten des ganzen Grauens, das vom entfesselten Wüten des Männerkampfes zurückbleibt. Beim Anblick der ersten Leichen schluchzten die Mädchen auf und wollten zurück . . . doch der Gedanke an den Vater richtete sie wieder auf, und vorwärts ging's. Wo irgendeine Waldhecke, ein Gehöft, ein Dorfrand dem Verteidiger Stützpunkte, dem Angreifer Ziele geboten hatte, da häuften sich die Leichen und das Grauen. Und immer erschütternder drängte sich den stumm dahineilenden vier Menschen der Gedanke auf: sie möchten den geliebten Vater auch so dahingestreckt finden, die starre Hand in das Gestrüpp, in die nackten Schollen gekrallt, das Haupt, die Brust durchschossen, von Kanonenkugeln zerschmettert . . .

Nach stundenlangem Umherirren ermittelten Wittichs das Biwak der Brigade Hessen-Homburg. Sie fragten nach des Vaters Bataillon und Kompagnie, fanden inmitten des Gewimmels der Männer, die zu Tode ermattet und ausgehungert um die schwelenden Lagerfeuer kauerten, die bärtige Schar, in deren Mitte Vater Wittich

anzutreffen sein mußte. Doch als sie den Kameraden ihren Namen nannten, erstarrten die wilden, finsteren Gesichter der Männer in Erschütterung und Mitgefühl. Da war's der Mutter, da war's den Kindern, als lege sich eine Eisenfaust grimmig umklammernd um ihr Herz . . . Sie wurden vor den Hauptmann geführt, erkannten in ihm einen Professor von der Berliner Universität, der manches Mal im Wittichschen Laden vorgesprochen und wissenschaftliche Werke eingekauft hatte.

„Ja, meine liebe Frau Wittich — Ihren lieben Mann haben wir dahinten am Saum des Dorfes Kleinbeeren lassen müssen . . . Beim Sturm auf das Dorf hat ihn eine Kugel mitten ins Herz getroffen."

Da sank Frau Dorothee mit einem gellenden Aufschrei in den Armen ihrer jammernden Töchter zusammen.

Man brachte sie ins Leben zurück. Und ganz gefaßt fragte sie nun, ob ihr Mann schon begraben sei. Nein, meinte der Hauptmann, dazu habe man noch nicht die Zeit gehabt. Die erste Fürsorge habe den Lebenden gegolten. Da ließen Wittichs ihre Liebesgaben in den Händen der Männer, mit denen ihr Vater Schulter an Schulter gestritten, und wankten über den aufgeweichten Sturzacker dem Dorfe des Schreckens zu. Und wenig Schritte vor den ersten Häusern des Dorfes fanden sie ihn. Er lag auf dem Gesicht, in jähem Druck hielten die erstarrten Finger noch den Schaft des Gewehres mit dem aufgepflanzten Bajonett umkrampft. In vollem Ansturm auf die feuerspeiende Gartenmauer da hinten

hatte des Feindes Blei ihn gefällt. Mit bebenden Händen wandten die Kinder den schon steif gewordenen Körper des Vaters um — als aber das teure Gesicht mit den weit aufgerissenen, blicklos ins Leere starrenden Augen zum Vorschein kam, da fielen die drei Frauen in die Knie und ließen Haupt und Schultern auf die treue Brust sinken, bei der sie Schutz und Heimat gefunden ihr Lebenlang.

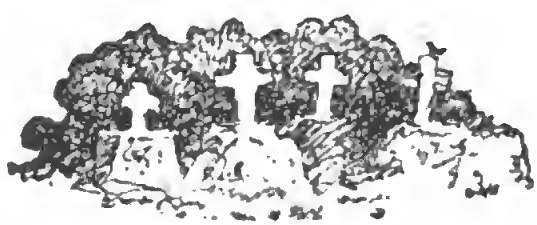
Nur Wilhelm blieb aufrecht stehen und stierte mit zusammengebissenen Zähnen, tränenlos in des Vaters grausam verwandeltes Gesicht. Und wie Fritz Kulicke, sein Schulkamerad, daheim auf dem Schloßplatz in seinem heißen Knabenherzen gelobt hatte, seines Vaters würdig zu werden, so schwur nun Wilhelm Wittich auf dem nebelverhangenen Felde vor Kleinbeeren den gleichen Schwur.

Als die Frauen sich aus ihrem Jammer aufrichteten, war Wilhelm verschwunden. Nach kurzer Zeit kam er zurück. Er hatte in dem menschenverlassenen Dorf Umschau gehalten und irgendwo in einer Scheune eine Gartenschaufel entdeckt. Und in jammervollem Zuge trugen die vier Menschen den toten Vater ins Dorf hinein. Auf dem kleinen Friedhof, der sich in den Schatten des uralten Backsteinkirchleins schmiegte, fanden sie zwischen den verwitterten Grabkreuzen ein längst versunkenes und verlassenes Grab. Dort schaufelte Wilhelm die Grube für den Vater, und, wie es dem gefallenen Krieger ziemt, so betteten sie ihn ohne Sarg in die

Digitized by Google

heilige Erde, für deren Ehre und Freiheit er geblutet hatte und geſtorben war. Und, einander abwechſelnd, ſchaufelten die Kinder die aufgeworfene Erde über des Vaters bleiches Geſicht, die zuſammengekrampften Hände, die noch im Tode die Waffe nicht hatten loslaſſen wollen, über ſeine Bruſt, in der das Todesblei ſaß. Mutter Dorothee aber ſtand zu Häupten des Grabes und ſah wortlos, tränenlos zu, wie ihr Liebſtes auf der Welt unter den braunen Schollen verſank und verſchwand.

Und dann knieten alle vier zu ſtummem Gebet an dem friſch duftenden Lehmhügel nieder, von Regenſchauern umſprüht, und nahmen Abſchied. Als aber die Frauen ſich aufrichteten, war Wilhelm abermals verſchwunden. Und ſo viel ſie auch riefen und jammerten — diesmal kam er nicht wieder. Der Krieg hatte ihn hinabgeſchlungen,



Digitized by Google

Fünftes Kapitel

Zum Heere!

Ein tollkühner Entſchluß war's geweſen, der Wilhelm Wittich vom Grabhügel ſeines Vaters, von der verzweifelnden Mutter, den jammernden Schweſtern hinweggetrieben hatte, ins Unbekannte hinein. Ein Knabe aus bürgerlichem Hauſe, nicht im Ueberfluß, doch in ruhigem Behagen groß geworden, von Elternliebe umſorgt und gehegt, an Not, Entbehrung, Strapazen, ſelbſtändiges Handeln nicht gewöhnt — wie ſollte das werden?!

Ja, furchtbar bitter wurden die nächſten Tage und Wochen . . . und manches liebe Mal wollte das ſechzehnjährige Herz verzweifeln. Schon in der erſten halben Stunde, ſeit Wilhelm ſich von Kleinbeeren aus querfeldein geſchlagen, hatte er ſich klar gemacht, daß bei der Nordarmee ſeines Bleibens nicht ſei. Er mußte ſich darauf gefaßt machen, daß ſeine Mutter nach ihm ſuchen laſſen würde. Wie, das war ihm natürlich ſelber nicht klar — aber er hatte das Gefühl, ſolange er bei der Armee bleibe, deren Aufgabe es war, Berlin zu decken, hänge er gewiſſermaßen noch an Mutters Schürze und

Digitized by Google

könne jeden Augenblick eingeholt werden. Und dann — er hatte daheim so viel über den Kronprinzen Bernadotte klagen gehört, daß ihm war, als sei er noch nicht richtig mitten drin im Kriege, wenn er bei der Armee bliebe, die der unzuverlässige Welsche führte. Ein anderer Name war's, der ihn magnetisch anzog: der Name des Oberbefehlshabers der schlesischen Armee: der Name Gebhard Lebrecht von Blücher!

Nach einer wilden, stürmischen Reiterjugend hatte dieser tapfere General in der verhängnisvollen Schlacht bei Auerstädt im Jahre 1806 zuerst die Vorhut und dann, nach der Niederlage, den Nachtrab geführt und durch heldenmütige Gegenwehr den Rückzug der preußischen Armee gedeckt. Nach tapferstem Ringen hatte er sich in Ratkau bei Lübeck just dem Marschall Bernadotte ergeben müssen, der damals noch auf französischer Seite focht. Der Kummer über die Not der Zeit hatte ihn dann in schwere Krankheit gestürzt, aber sein leidenschaftlicher Geist hatte die Anfechtung niedergerungen. Ein wütender Haß gegen Napoleon flammte in seiner Seele und ließ ihn vor allen anderen preußischen Generalen zum Führer einer großen Armee geeignet erscheinen. So hatte das Vertrauen der verbündeten Monarchen beim Wiederausbruch des Krieges nach dem Waffenstillstande das Kommando der schlesischen Armee in des Siebzigjährigen eiserne Faust gelegt. Und das um so lieber, als er schon im ersten Abschnitt des neuen Krieges, in der furchtbaren Schlacht bei Lützen, an der Spitze seiner

Truppen ſich perſönlich mit dem Degen in der Fauſt eine rühmliche Wunde geholt und Zeugnis abgelegt hatte von unverwelkter Friſche des Leibes und der Seele, von todesverachtendem Heldenmut! Schon jetzt leuchtete der Name des Greiſes im Glanze ſeiner Taten hell auf, und dieſem Stern wollte Wilhelm Wittich folgen. Er beſchloß, ſich mitten durch das kriegdurchtobte Land zur ſchleſiſchen Armee durchzuſchlagen!

Durchzuſchlagen — mit nichts als ein paar Pfennigen Taſchengeld und den Kleidern, die er auf dem Leibe trug! Das hieß alſo, ſich durchzubetteln . . . ſich durchzubetteln, wie ſein Kamerad Fritz Kulicke es getan. Aber was dem Sohne des kleinen Handwerkers von der Friedrichsgracht vielleicht ſchmerzlos gelungen ſein mochte — dem Sohne der wohlhabenden Bürgerfamilie von den Linden ſollte das doch grauſam bitter werden. Aber es mußte — es mußte!

Zum Glück war es ja noch lauer Spätſommer. Und mit zuſammengebiſſenen Zähnen, das Bild des toten Vaters immerfort vor Augen, nur von dem einen Wunſche beſeelt, ſich ſeiner würdig zu zeigen, trat Wilhelm Wittich ſeine tollkühne Fahrt gen Süden an. Und während die ſiegreiche preußiſche Nordarmee, von dem elenden Bernadotte an der ſo dringend notwendigen hartnäckigen Verfolgung gehindert, nur im Schneckentempo ſüdwärts drang, ſtapfte der Berliner Oberſekundaner munter hinter den fliehenden Franzoſen drein und aß noch am ſelben Abend im Biwak der Feinde

Digitized by Google

inmitten sächsischer Grenadiere die magere Suppe, welche die Flüchtenden sich kochten! Und mit Stolz und Jubel erfuhr er aus ihrem Munde, daß die Sachsen nur mit Grimm und Abscheu dem Ruf zu den Fahnen des Franzosenkaisers gefolgt seien und den Augenblick ersehnten, wo es ihnen vergönnt sein würde, zu den Heeren ihrer deutschen Brüder aus Preußenland überzugehen! Wilhelm hatte sich ein Märchen ausgedacht, in dem nur das eine Wahrheit war: daß sein Vater dahinten in der Schlacht gefallen sei. Was er aber dazu fabulierte, war dies: daß er niemand sonst auf der Welt habe und nun willens sei, sich zu seinem Onkel in Leipzig durchzuschlagen, der sich sicherlich seiner annehmen werde!

Oudinots Heer faßte, da die erwartete Verfolgung ausblieb, schon nach zwei Tagemärschen wieder festen Fuß. Da trennte sich Wilhelm von seinen sächsischen Beschützern und marschierte munter weiter, immer der mittäglichen Sonne zu.

Von Jüterbog aus schlug er sich östlich durch die Wirrnisse des Spreewalds über Luckau auf Kottbus. Als er nach vier harten Marschtagen in dem kleinen Städtchen ankam, war er bereits abgemagert und verlumpt wie ein richtiger Bettelbub. Denn inzwischen waren schwere Regentage gekommen, und sein leichter Sommeranzug hatte den stundenlangen Märschen in der Nässe, den Nächten auf den Heuböden der Bauernhöfe nicht standgehalten. Doch ein harter, unerschütterlicher Wille trieb ihn rastlos vorwärts. Von Kottbus aus ging's

Digitized by Google

durch die Lauſitz auf Görlitz . . . und dort fluteten dem wandernden Knaben, hinter deſſen verwildertem und verkommenem Aufzuge kein Menſch mehr den Schüler des Horaz und Virgil vermutet hatte, die Trümmer der Armee des Marſchalls Macdonald entgegen, die am 26. Auguſt in der mörderiſchen Schlacht an der Katzbach von Blücher zerſchmettert worden war! Und mit Grauen halb und halb mit Jubel ſah der junge Preuße den jammervollen Zuſtand von Auflöſung, Entmutigung und Verkommenheit, in dem ſich dieſe waffenloſen Horden vorüberwälzten. So ſchmachvoll, jeder Zucht und Ordnung entbehrend, Banditenrotten vergleichbar, trotteten die Geſchlagenen einher, daß der franzöſiſche Kommandant von Görlitz ihnen die Tore der Stadt verſchloß. Nun fielen ſie in die ſchutzloſen Dörfer der Umgegend und hauſten dort wie Wahnſinnige. Dank dem leidlichen Franzöſiſch, das Wilhelm auf ſeinem Gymnaſium eingetrichtert bekommen hatte, konnte der Junge ſich mit den Flüchtlingen ganz vortrefflich verſtändigen und hörte von ihnen genaue Berichte über die grauenvollen Tage, die ſie überſtanden hatten. Wie ſie am Morgen des Schlachttages, nicht ahnend, daß die ganze ſchleſiſche Armee ihnen gegenüberſtand, die Katzbach und die „wütende Neiße“ überſchritten hatten, wie dann Blücher über ſie hergefallen war und ſie bei ſtrömendem Regen in die hochangeſchwollenen Läufe der ſonſt ſo harmloſen Flüßchen hineingedrängt hatte — wie dort ein gräßlicher Kampf ertrinkender Menſchen und Pferde wider die ſchäumenden Fluten getobt hatte . . .

Digitized by Google

Und immerfort mußte Wilhelm an ſich halten, um nicht den Erzählern laut ins Geſicht zu lachen und ſeinen Jubel hinauszuſchreien über dieſen erſten ganz großen Sieg!

Die Tore der Stadt Görlitz, die ſich den flüchtenden Franzoſen verſchloſſen hatten, öffneten ſich dem deutſchen Bettelknaben, und im Hauſe eines gütigen Pfarrers fand Wilhelm Pflege, Raſt und friſche Kleidung. Und nur mit Scham tiſchte er ſeinen liebevollen Pflegern eine neue Faſſung ſeines Märchens auf: der Onkel, der ihm allein auf Erden nach dem Tode ſeines Vaters noch geblieben war, wohnte jetzt nicht mehr in Leipzig, ſondern in Breslau . . . Und ſo brach denn unſer junger Wandersmann, nun wieder ganz ſtattlich herausſtaffiert, ausgeruht und ſattgefüttert, nach drei nur allzu wohlverdienten Ruhetagen wiederum auf und traf am 4. Dezember bei Lauban auf den preußiſchen Vormarſch.

Obwohl bereits anderthalb Wochen ſeit dem großen Schlachttage verſtrichen waren, befanden ſich die Truppen Blüchers doch in einem ganz unglaublichen Zuſtand. Wilhelm erinnerte ſich noch ſehr genau der vortrefflichen Verfaſſung der Nordarmee am Tage nach Großbeeren. Ja, die hatten auch unter Bernadotte geſtanden und außer dem einen Gefecht damals noch faſt nichts geleiſtet! Die ſchleſiſche Armee aber ſtand unter Blücher, und wie hatte der ſie ſeit einem Monat hin- und hergeworfen! Ja, hier erſt konnte Wilhelm erleben, was Krieg eigentlich bedeutet! Die Uniformen kotſtarrend und zerfetzt, die Geſichter bartumſtoppelt, ledergelb von Sonne und Regen,

Strapazen und Entbehrungen, das Schuhwerk zerriſſen, ja viele überhaupt völlig barfuß, ganze Bataillone, namentlich die ſchleſiſchen Landwehren, nur mit dünnen, zerriſſenen Leinenhoſen an den Beinen, ſo zogen die Sieger von der Katzbach vor den entſetzten Blicken des ſcheuen Knaben vorüber, der in der Seitengaſſe irgendeines Dörfchens ſich an die Lehmwand der Häuſer drückte und zum erſten Mal in tiefem Erbeben empfand, in was für einen Graus er ſich leichtſinnig hineingeſtürzt hatte. Doch wenn auch ſeine junge Seele erzitterte inmitten dieſes ungeheuren Schwalls banditenhaft heruntergekommener Männer — ihre Stimmung riß ihn wieder mit fort, der Siegesrauſch, der auf den verwetterten, wüſten Geſichtern brannte, der vertraute Klang der Vaterlands- und Freiheitsgeſänge, die aus den marſchierenden Reihen dieſer kampfgehärteten Recken doch noch ganz anders dröhnten als aus den hellen Kehlen der Berliner Schuljugend oder der Freiwilligen, die zum Halleſchen Tor hinausmarſchiert waren, noch ahnungslos all des Furchtbaren und Erſchütternden, das ihnen bevorſtand . . .

Und aus den Reihen der marſchierenden Truppen ſcholl plötzlich, von hinten her, ein donnerndes Hurragebrüll, mehr dem Toſen eines Meeresorkans vergleichbar als dem Klang menſchlicher Stimmen. Und zur Linken der gen Weſten haſtenden Kolonnen trabte hallenden Hufſchlags eine Reiterkavalkade vorüber. An ihrer Spitze ein alter Mann in vergilbtem grauen Mantel und zerknüllter

Digitized by Google

Schirmmütze, krebsrot das heitere Gesicht mit dem Doppelbusch der schneeweißen Brauen, zwischen die bräunlich angelaufenen weißen Zapfen des niederbaumelnden Husarenschnurrbarts den qualmenden Pfeifenstummel geklemmt. In seinen stählernen Augen flammte eine solche Glut, daß es war, als bräche aus den frühherbstlich wallenden Nebeln, welche das düster bleiche Bild überlagerten, die Sonne hervor! Da wußte Wilhelm Wittich auf einmal, wer das war! —

Schon war Blüchers Generalstab vorübergebraust, und nun wälzte sich wieder, endlos, der Vorüberzug der bewaffneten Männer an Wilhelms Blicken vorbei. Auf einmal schrak der Knabe zusammen. Inmitten der verwilderten, abgerissenen Scharen hatte er ein Gesicht entdeckt — ein Gesicht, das ihm bekannt vorkam, und doch wildfremd dabei: ein Gesicht, an dessen Lippen er oft gehangen zu haben meinte — nur daß diese Lippen damals peinlich rasiert und stets zu heiterem Ernst geschürzt waren, während jetzt ein struppiger Blondbart sie umstarrte, dieweil ein Ausdruck harten, finsteren Männertrotzes sie in herben Falten umzeichnete. Und dennoch, es war keine Täuschung!

„Herr Bärsch!“ schrie Wilhelm selbstvergessen, „Herr Leutnant Bärsch!“

Es war gut, daß Wilhelm Wittich gestern im Pfarrhause in Görlitz wieder neu herausstaffiert worden war — drei Tage früher hätte Doktor Bärsch seinen Schüler schwerlich auf den ersten Blick wiedererkannt. Nun aber

flogen Lehrer und Schüler einander in die Arme, mitten auf der Dorfstraße, zur staunenden Verwunderung der Kompagnie.

„Wilhelm! Wilhelm Wittich! Nee, Junge, Junge, is denn det nur möglich?!“

Und nun ein hastiges Fragen und Forschen, ein abgerissenes Erzählen von hüben und drüben. Was denn Wilhelm bloß hier wolle?! Nun, mit dabei sein, sich nützlich machen, gleichviel wie und wo. Am liebsten natürlich mit der Muskete — er werde sie schon schleppen können, oh, er sei stark und groß geworden in den letzten drei Monaten! Aber davon wollte der Leutnant nichts wissen. Er stellte seinen Zögling dem Hauptmann vor. Der lachte herzlich auf:

„Dich schickt uns der Teufel selber, Bürschchen! An der Katzbach haben wir einen von unseren Trommlerbuben liegen lassen, und einer von den Pfeifern liegt in Goldberg im Typhuslazarett. Also, was willst du lieber — Kalbfell oder Wimmerholz?“

Nun, da wählte Wilhelm die Trommel! Und abends im Biwak vertauschte er den schönen Anzug, den gestern erst der Sohn des Pfarrers in Görlitz für ihn hatte herausrücken müssen, mit einer groben grauwollenen Hose mit roter Biese, einem blauen Waffenrock, den der Kompagnieschneider für ihn erst ein gutes Stück enger hatte machen müssen, ließ sich einen Wachstuchtschacko aufstülpen, der erst noch durch eine Papiereinlage für den schmalen Knabenkopf passend gemacht werden mußte, empfing die

Digitized by Google

Trommel, in deren messingnen Zylinder eine Franzosenkugel zwei Löcher geschlagen hatte, und deren Fell beim Sturz ihres ersten Trägers zerrissen und eben erst von den Handwerkern erneuert worden war . . .

Und von Stund' an war Wilhelm Wittich, der sechzehnjährige Obersekundaner, ein Freiheitskrieger, ein Soldat.

Aber wiederum kamen Wochen des Harrens, der Enttäuschung. Statt der allersehnten neuen Schlacht gab's nur endlose Hin- und Hermärsche. Heut unterm glühenden Strahl der Septembersonne, morgen im Landregen und Matsch. Dazu Biwaknächte ohne Feuer und ohne anderes Futter als ein Stück verschimmelten, lederzähen Brotes. Und dazu kamen mancherlei beklemmende Nachrichten von draußen, von den anderen Heeren. Bernadottes Nordarmee stand noch immer regungslos in der Mark. Die Hauptarmee aber, die böhmische, war am Katzbachtage und den Tag darauf in harter, zweitägiger Schlacht bei Dresden besiegt worden und hatte sich über das Erzgebirge nach Süden zurückgezogen. Freilich, schon zwei Tage später hatte die weichende Armee ihren Verfolger Vandamme bei Nollendorf und Kulm blutig abgewiesen, sein Korps vernichtet, ihn selbst gefangen genommen.

Wenige Tager später verlautete bei Blüchers Armee, Napoleon habe seinen Plan wieder aufgenommen, Berlin

einzunehmen . . . Nun kamen ein paar bängliche Tage, ganz besonders für das Regiment, dem nun Wilhelm Wittich angehörte. Es war das Regiment Graf Brandenburg, von der Brigade Hünerbein, und sein Ersatz bestand zu einem großen Teil aus Berlinern. Doch, o Jubel! in der zweiten Septemberwoche ward bekannt, daß, während der Armeekommandeur, Kronprinz Bernadotte, noch immer zaudernd südlich Berlin stand, die beiden preußischen Korps von Bülow und Tauentzien den Angriff des Marschalls Ney bei Dennewitz in mörderischer Schlacht zurückgewiesen, die Trümmer seiner Armee zur Auflösung gebracht hätten!

Dennoch vergingen wiederum drei Wochen, ohne daß man den Feind zu Gesicht bekam, ohne daß man recht erfuhr, was eigentlich los sei in der Welt! Märsche vorwärts, Märsche rückwärts, wilde Gerüchte von unmittelbar bevorstehenden Schlachten, von Napoleons nahem Anmarsch. Und dann wieder hieß es, der Kaiser habe sich abermals auf Dresden zurückgezogen, und alsbald folgte ihm Blücher. Doch nur, um einem erneuten Vorstoß des Kaisers, dem Kriegsplan der Verbündeten und den Weisungen der obersten Heeresleitung gemäß, abermals auszuweichen.

Auf einmal veränderte sich das ganze Bild. Am 25. September ergingen an die Blüchersche Armee, die in der Umgegend von Bautzen lagerte, genaue Marschbefehle zum Aufbruch und zu einem Rechtsabmarsch, der sie, statt wie bisher stets in der Richtung auf Dresden, wo der

Digitized by Google

Kaiſer ſtand, nun nach weſtwärts führen ſollte, damit ſie auf einem noch zu ermittelnden Punkte die Elbe überſchritte und die franzöſiſche Armee im Rücken zu faſſen bekäme! Das gab hellen Jubel im ganzen Heere. Man war ſo grenzenlos abgeſtumpft und erſchöpft durch dies beſtändige Hin- und Herzerren, durch die fortwährende Spannung auf eine Schlacht, die niemals ihre Erfüllung gefunden hatte, daß man einen Plan, den der ſchlichteſte Landwehrmann, der jüngſte Trommlerbub verſtehen konnte, als erfreuliche Verheißung begrüßte. Und nun kam wiederum eine Woche voll unfaßbarer Strapazen. Doch heiter wurde alles ertragen, denn nicht mehr ging es nun im Zickzack hin und her und ſcheinbar planlos vor und zurück, es ging ſchnurſtracks geradeaus, zwar nicht direkt auf das Herz der feindlichen Stellung los, aber — um ſo beſſer! — in ihre Flanke.

Wäre Wilhelm Wittich unmittelbar von der Schulbank in Reih und Glied geſprungen, es wäre ihm wohl etwas ſchwerer geworden, ſich in das furchtbar erſchöpfende Kriegsleben einzugewöhnen, das nun ſeine Wogen über ihm zuſammengeſchlagen hatte. Doch die zehn ungebundenen Wandertage hatten ihn an Strapazen und Entbehrungen gewöhnt. Und ſein alter Lehrer hielt auch jetzt, als ſein Leutnant und Zugführer, die ſchützende Hand über ihm und vergalt ſo die rettende Tat ſeines Schülers. Und mit ſeinem Spezialkameraden, dem zweiten Trommlerbuben, der ein ſtämmiger Bauernjunge aus der Lauſitz war, und dem allein übriggebliebenen

Yorck in der Schlacht bei Wartenburg

Querpfeifer, einem Webersohn aus Luckenwalde, hielt er gute Freundschaft, stapfte mit ihnen in Reih und Glied hinter der Kompagnie drein und schwatzte mit ihnen des Abends am Biwakfeuer, als sei auch er nur ein Abcschütze wie sie und nicht ein Schüler des Horaz und Virgil . . .

Am Vormittag des 2. Oktober war die Armee wiederum, wie Tag für Tag, auf dem Marsche westwärts, als plötzlich um die elfte Stunde in weiter Ferne der Donner der Kanonen erdröhnte. Herrgott, wie das ins Blut ging! Ein Laut wie ein Knurren ging durch die marschierenden Kolonnen. Wilhelm Wittichs junges Herz aber klopfte bis zum Hals: jetzt ging's in die Schlacht!

Doch heute kam es noch nicht so weit. Die Artillerie Blüchers hatte, dem Heere weit voraustrabend, die für den Elbübergang ausgewählte Stelle erreicht und durch eine heftige Kanonade vom überhöhenden rechten Ufer die in dem Winkel bei Wartenburg aufgestellten Vorposten des französischen Generals Bertrand aus den sumpfigen Niederungen der durch den Flußbogen gebildeten Halbinsel nach dem inmitten aufragenden Dorfe zurückgetrieben. Und als gegen Abend die Blücherschen Truppen auf den Höhen des rechten Elbufers angekommen waren, sahen sie durch Regenschleier drunten den weitgeschwungenen Lauf des gelben Flusses sich hinziehen, durch flache Inseln in zahlreiche Nebenläufe zerteilt und von sumpfigen, umbuschten Wiesenbrüchen eingesäumt.

In dieser Nacht durfte kein Feuer angezündet werden, denn der Feind sollte nicht ahnen, daß bereits die ganze

Digitized by Google

ſchleſiſche Armee ihm gegenüberſtand. Trockenes Brot und Pflaumen, die ringsum in weiten Obſtpflanzungen reif und reichlich wuchſen, bildeten das Nachtmahl. Andern Tags in der erſten Morgenſtunde begann der Elbübergang. Die preußiſchen Truppen, das Yorckſche Korps, waren voran, die ruſſiſchen Korps Langeron und Sacken folgten.

Alsbald brandete auf allen Höhen das Geſchützfeuer, knatterte drunten im Tal das Rollen der Gewehre zu wild erregendem Zuſammenhall. An der Spitze des Heeres überſchritten auf zwei bei dem Dörfchen Elſter von den Pionieren geſchlagenen Brücken die Brigaden des Generalmajors Prinzen Karl von Mecklenburg, des Bruders der Königin Luiſe, und des Oberſten Steinmetz die Elbe und wurden zuerſt mit den Franzoſen handgemein. Die Brigaden Horn und Hünerbein folgten im zweiten Treffen. An der Brücke aber hielt General Blücher in eigener Perſon und feuerte die überſetzenden Truppen an, immer den qualmenden Pfeifenſtummel zwiſchen den Zähnen. Wilhelm Wittich ſchrie ſich faſt die Seele aus dem Leibe, als ſeine Kompagnie an dem Stabe des Obergenerals vorübertrottete.

„So is jut, Kinnings!“ lobte Blücher. „So müßt ihr ooch hernach brillen, wenn ihr die Franzoſen uff die Plautze haut!“

Nur die paar Worte aus Blüchers Munde ſchnappte Wilhelm auf im Vorübermarſch, dazu aber einen Blick der ſtahlblauen, weißüberbuſchten Augen — einen Blick, der

Digitized by Google

ihm bis tief in die Seele drang, daß jeder Nerv sich straffte in todesfroher Begeisterung, in zähneknirschendem Drang, dem Feind an die Kehle zu fahren! —

Ach, daß der tote Vater ihn sehen könnte im Augenblick! Doch dem Knaben war's, als schwebe der Geist des Verklärten über seinem Haupt in der Entscheidungsstunde! Und ringsum grollten die Kanonen, und von da vorn, wo hinter Weidenbüschen und verfilzten Sumpfdickichten das Dorf Wartenburg wie eine Festung aufragte, knarrten ohn' Unterlaß die Salven, schwoll das rauhe Hurragebrüll der attackierenden Kavallerie herüber!

In dicken, dunklen Vierecken massierten sich die Regimenter der Brigade Horn zur Linken und Hünerbein zur Rechten. Die Gewehre wurden zusammengesetzt, und nun galt es auf Befehle zu warten. Und Wilhelm Wittich lauschte in sein junges Herz hinein — ja, es war ihm ganz wunderlich zumut, ungefähr so, wie wenn er auf Sekunda einmal eine lateinische Klassenarbeit hatte schreiben müssen, ohne genügend vorbereitet zu sein . . . und nun kaute man an der Feder, schrieb ab und an ein paar Worte und wußte doch genau, daß alles falsch war . . . dabei gingen die Zeiger der Taschenuhr schonungslos vorwärts und vorwärts — gleich würde die Glocke des Pedellen ertönen, und man würde die unfertige, fehlerstrotzende Arbeit abliefern müssen . . . so ungefähr war ihm zumut in dieser Stunde des Harrens auf den Befehl zum Vormarsch. Seine beiden Kameraden aber, alterprobte Kriegsleute von der Katzbach her, schwatzten und prahlten munter

drauf los, und Nante, der Querpfeifer, schmauchte gar aus einer kurzen, dunkelbraun angerauchten Tonpfeife, die ein Landwehrmann ihm geschenkt hatte, getrocknete Eichenblätter. Das roch noch schlimmer als der brenzelnde Qualm, der von der Linken her, wo das Dorf Bleddin unter dem Kartätschenhagel des Prinzen von Mecklenburg in Flammen aufzugehen begann, durch die weiten Dickichte heranstrich!

So verrannen Stunden. Um die Mittagszeit sprengte von dem Hügel zur Rechten her, auf dem General Blücher die Schlacht leitete, ein Generalstabsoffizier heran, und alsbald setzte sich die Brigade Horn in Marsch und verschwand jenseits der nässequietschenden Wiesen in dem Wäldchen, das den Zwischenraum zwischen den Dörfern Wartenburg und Bleddin ausfüllte. Hünerbein mußte noch warten.

Ungeduld und Fieber waren aufs höchste gestiegen. Da vorn brodelte die Schlacht wie das gleichmäßige Sieden eines Höllenkessels. Der Dampf der Geschütze vermischte sich mit dem stinkenden Qualm der Brände zu einem zähen Nebel, der langsam über die seichte Niederung flußwärts kroch. Als einzige Entschädigung für die Qual des stundenlangen Harrens winkten die prachtvollen Pflaumenbäume, mit denen der ganze Wiesengrund bestanden war, und die Soldaten hielten fleißig Ernte. Die gewandtesten Klimmer saßen oben zwischen dem welken, raschelnden Laub und schüttelten die blauen, mattglänzen-

den Früchte herunter, den Kameraden drunten geradezu in den Tschako hinein! Hei, wie das schmeckte!

Eine Stunde später kam auch für Brigade Hünerbein der Marschbefehl! Und nun ging's vorwärts. Oft versank der Fuß bis hoch über den Knöchel im feuchten Wiesenschlamm. Dann ins dickverfilzte Gehölz hinein, durch das die Nagelsohlen der vorderen Staffeln breite Durchbruchspfade getreten hatten.

Dann aber bog man unter Führung des Generalstabsoffiziers, der den Befehl zum Avancieren gebracht hatte, vom gebahnten Pfade nach rechts in weglose Gehölz hinein, und nun begann ein verzweifelter Kampf gegen das sperrige Buschwerk. Welch eine widrige Quälerei, dieweil da vorn die Kameraden an dem Feinde waren und Ruhm und Wunden ernten durften!

Schließlich staken die zehn Bataillone mitten drinnen im Sumpfdickicht so fest gekeilt, daß an ein Vorwärts kein Gedanke mehr war! Und während der Abend schnell niedersank, vom Brande der beiden Dörfer mit steilem Fackelglanz erhellt, während vorn das immer stärker anschwellende Hurra bewies, daß man Terrain gewann, daß der Sieg vielleicht gar schon auf der ganzen Linie erfochten war, mußten die drei Regimenter Hünerbein unweigerlich zurück. Man hatte sich eben verirrt . . .

So kam es, daß Wilhelm Wittich, der nun schon seit einem Monat ein Kriegsmann war, auch bei Wartenburg die Feuertaufe noch nicht erhielt!

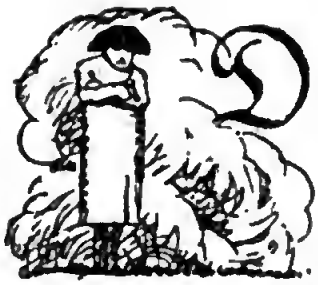
Digitized by Google

Einerlei! Als nach abermals einer Stunde die Brigade sich aus ihrem Irrgarten herausgearbeitet hatte und nun die Meldung ankam, daß tatsächlich der Sieg errungen sei, daß zum erstenmal seit dem Kriegsbeginn eine deutsche Armee jenseits der Elbe Fuß gefaßt — da war der Jubel dennoch groß und ungetrübt. Und ein Geraune schwirrte von Lagerfeuer zu Lagerfeuer: nun wolle man weiter auf Leipzig marschieren, alle drei Armeen der Verbündeten sollten sich dort konzentrieren und den Franzosenkaiser zu einer ungeheuren Entscheidungsschlacht stellen . . .

Bei Leipzig! Wie klopfte Wilhelm Wittichs Herz! War er nicht einmal in Leipzig gewesen — vor Ewigkeiten, in einem andern Leben?! Und war nicht dort ein braunbezopftes Kind, das ihm beim Scheiden das Versprechen abgenommen, er werde zur Ostermesse 1814 wieder nach Leipzig kommen?! Hoho! vielleicht kam er gar noch viel früher! Dann aber nicht als schüchterner Buchhandlungslehrling — nein, ein Freiheitskämpfer, ein junger Mann, ein junger Held — —?!

Sechstes Kapitel

Das harrende Leipzig



Das friedliche, fleißige Leipzig war bereits seit Anfang September eine Heimstatt sich immer wieder erneuenden Entsetzens geworden. Napoleon stand mit seiner Hauptmacht bei Dresden. Als aber nun rasch nacheinander die Schlachten an der Katzbach, bei Dresden und bei Kulm stattgefunden hatten, sammelten sich um die Sachsenhauptstadt herum solch ungeheure Massen von Verwundeten und Kranken an, daß Napoleon nach seiner Gewohnheit Vorkehrungen traf, um diese Horden unnützer Brotesser nach rückwärts abzuschieben. Was irgend noch seine Beine zu schleppen vermochte, wurde einfach in unermeßlichen Marschkolonnen des Jammers über Leipzig nach Westen dirigiert. Und so fluteten nun Tag und Nacht unabsehbare Züge jammervoll verstümmelter und verkommener Menschen durch Leipzigs Straßen, oft in solchen Massen, daß man sich auf den Straßen nur mit Mühe durch sie hindurchschlängeln konnte. Die wenigsten der Verwundeten waren auch nur ordnungsmäßig verbunden.

Digitized by Google

Verpflegung wurde ihnen überhaupt nicht mehr geliefert, und so waren sie darauf angewiesen, auf dem Lande zu stehlen oder zu plündern, in den Städten zu betteln. Im Anfang überwog bei den Leipzigern das Mitleid mit dieser Ueberfülle der Not jede Rücksicht auf das eigene Wohl. Man gab und gab und gab, solange man noch ein Stück Fleisch, noch eine Kruste Brot im Hause hatte. Aber bald mußte sich bei dem Uebermaß des Elends das Herz verhärten, zumal allmählich kaum mehr die Möglichkeit blieb, den eigenen Hunger zu stillen. Schon lagen alle öffentlichen Gebäude, selbst die Kirchen, voller hilfloser Verwundeter, Kranker, Sterbender — nur die Nikolaikirche war noch für den Gottesdienst bisher freigehalten worden. Und doch war dies alles nur das Vorspiel der Schrecken, die über die unselige Stadt hereinbrechen sollten!

Seit Anfang September wagten sich die Frauen, die Mädchen Leipzigs überhaupt nicht mehr auf die Straße. So waren auch Frau Sophie Engelmann und ihr vierzehnjähriges Sophiechen seit Wochen fast ganz in ihre Häuslichkeit verbannt. Da Handel und Wandel völlig daniederlag, leistete Papa Wilhelm seinen Frauensleuten fast den ganzen Tag lang Gesellschaft — denn im leeren Kontor zu sitzen und beschäftigungslos vor sich hinzustarren, war in diesen finsteren Zeiten auch ein schlechtes Vergnügen. Nur in der Abenddämmerung stahl sich der Buchhändler durch das gräßliche Kriegsgetümmel, das die Straßen der Stadt erfüllte, zur Kleinen Fleischergasse hinüber, um im Cafébaum mit seinen Stammtischfreunden einen

Tröſtungstrunk zu tun und die wirren und wüſten Gerüchte durchzuſchwatzen, die an Stelle jeder zuverläſſigen Nachricht über den Gang der Welthändel allein noch in das von allen Seiten umſtellte Leipzig hineindrangen . . . Zu Anfang Oktober geſtalteten ſich dieſe Gerüchte immer verhängnisvoller und klarer.

Kein Zweifel mehr, Napoleons Stern ſank tiefer, immer tiefer . . . Das wäre an ſich ſchön und gut geweſen — aber immer beſtimmter geſtaltete ſich die Lage ſo, daß die Leipziger erkennen mußten, Napoleon werde von den verbündeten Armeen zu einer großen Hauptſchlacht gedrängt, und dieſe Schlacht müſſe unmittelbar vor Leipzigs Mauern ſtattfinden . . .

Immer tiefer ſank den Bürgern der tätigen Stadt der letzte Reſt ihres ſonſt ſo heiteren Mutes. Schon waren die Preiſe der Lebensmittel ins Unerſchwingliche geſtiegen. Kaum war noch ein Brot zu bekommen. Man ſchlug ſich vor den Bäckerläden um die Ware, und fuhr ein Brotwagen über die Straße, ſo waren es nicht nur die hungernden Verwundeten, auch die Leipziger Bürger fielen gelegentlich in hellen Rotten über das Gefährt her und plünderten es mit Gewalt. Bald erhielt die franzöſiſche Beſatzung Befehl, vor ſämtlichen Bäckerhäuſern Wachen aufzuſtellen, damit das Brot für die Soldaten reſerviert bliebe. Wovon die Bürgerſchaft leben ſollte, danach fragte die Militärverwaltung nicht. Das Land aber war durch die beſtändigen Truppendurchzüge ſchon völlig ausgeſogen und lieferte nichts mehr in die Stadt — der Hunger drohte

Digitized by Google

in seiner schrecklichsten Gestalt. Inmitten des Jammers der täglichen Durchzüge Verwundeter und Kranker war es ordentlich eine Wohltat, daß schon zu Anfang Oktober täglich frische Kerntruppen die Stadt durchzogen — alles Anzeichen, die deutlich bewiesen, daß der Kaiser begann, seine ganze Armee um Leipzig zusammenzuziehen. Zu Beginn der zweiten Oktoberwoche gab es bereits täglich Vorpostengefechte in der Umgegend der Stadt. Vom 10. Oktober an begannen die französischen Truppen die Befestigungen der Stadt und der Vorstädte zu verstärken. Himmel, welch verhängnisvolles Zeichen für Leipzigs nahes Schicksal!

Und zwei Tage später kletterte ganz Leipzig auf Dächer und Türme, um dem ungeheuern Schauspiel beizuwohnen, das sich dicht vor seinen Toren bereitete. Napoleons Riesenarmee konzentrierte sich in weitem Halbkreise, gestützt auf die friedlichen Dörfer, welche sich um die Stadt herumlagerten, und zwischen deren zierliche Häuser sich die Sommersitze der wohlhabenden Bürger der Stadt eingeschoben hatten. Jetzt freilich waren diese behaglichen Siedelungen längst eine Beute kriegerischer Zügellosigkeit, und Tag für Tag strömten in kläglichen Haufen die Landbewohner der Umgegend in die Stadt hinein — nichts als das nackte Leben hatten sie vor Plünderung und Gewalttat der verzweifelnden Napoleonischen Truppen gerettet.

Schon wußte man in Leipzig, daß Napoleon am 7. Oktober mit seinem gesamten Heere von Dresden aufgebrochen sei und den Rückmarsch auf Leipzig angetreten

habe. Er weilte in dem Städtchen Düben, nur einen ſtarken Tagemarſch von Leipzig entfernt, und zwar, wie man erfuhr, in düſterer Tatloſigkeit.

Am Morgen des 14. Oktober weckte Wilhelm Engelmann in aller Frühe Frau und Tochter und ſchrie ihnen aufgeregt zu:

„Der Bohnebarte gommt! Wenn ihr'n ſähn wollt, denn macht!“

Vorausgeeilte Kuriere hatten gemeldet, daß der König von Sachſen und Napoleon in kurzem in Leipzig eintreffen würden. Mit Windesſchnelle hatte ſich dieſe Nachricht durch die Stadt verbreitet, und nun ſtrömte ganz Leipzig dem Grimmaiſchen Tore zu, da man des Kaiſers Ankunft von Dresden her erwartete. Als aber die Familie Engelmann inmitten eines tollen Gewühls neugieriger Gaffer und hin- und hermarſchierender Reiter- und Soldatenmaſſen ſich bis zum Grimmaiſchen Steinweg durchgearbeitet hatte, verlautete plötzlich, der Kaiſer werde nicht von Dresden, ſondern von Norden her in die Stadt kommen.

Die letzten Tage hatte es entſetzlich geregnet und geſtürmt. Heute war es zwar trübe, doch windſtill. So harrten denn die Neugierigen auf den hübſchen, jetzt allerdings fürchterlich zerſtampften Anlagen, die an Stelle der ſeit zwanzig Jahren niedergelegten Wälle ſich auf dem breiten Platze ausdehnten, den heute der Auguſtusplatz ausfüllt.

Digitized by Google

Man harrte — zugleich aber lauſchte man beklommenen Herzens gen Südoſten, von wo nun ganz deutlich eine heftige Kanonade herüberſcholl, die Ouvertüre zu der grauſigen Schlachtenſinfonie, die in den nächſten Tagen über die Welt dahinbrauſen ſollte. Bei Liebertwolkwitz, ſo hieß es, ſei ein großes Reitergefecht im Gange.

Nachmittags gegen 3 Uhr entſtand am inneren Grimmaiſchen Tore eine Bewegung. Von der Straße her ſcholl hundertfältiger Hufſchlag, wehende Helmbüſche und blinkende Küraſſe fegten in ſchnellem Trabe vorüber. Alles ſtürzte herbei, und Vater Engelmann hatte Mühe, ſeine Frauensleute vor Püffen und Fußtritten zu ſchützen. In dichte Menſchenmauern eingekeilt, ſtarrte die Familie zu den kriegeriſchen Geſichtern der Gardeküraſſiere empor, die finſter und verſchloſſen dreinſtarrten, an der Eiſenſchneide ihrer gezückten Pallaſche vorbei.

Und dann flogen alle Hüte von den Köpfen . . . doch kein Laut der Begrüßung ward vernehmbar, nicht der ſchlechteſte Strolch in Leipzig wäre mehr für ein „Vive l'Empereur!“ zu haben geweſen . . .

Und da war Er . . . unterm dreieckigen Hute, den die dreifarbige Kokarde Frankreichs ſchmückte, das wächſern ſtarre Antlitz mit den kalten, vernichtenden Augen . . . Doch zwiſchen den ſchmalen Linien der Brauen, über der mächtigen Hakennaſe ſtand heute, tief eingegraben, ein ſenkrechter Strich — eine unverlöſchliche Falte des Grimms und der Schickſalsahnung. . . Dieſer

Anblick durchschauerte jedes Herz, als habe es dem Weltgeschicke selbst ins eherne Richterantlitz starren müssen . . .

In Geschwindmarsch folgten ein paar Bataillone Garde in ihren riesigen Bärenmützen. Ganz Leipzig stob hinter dem Zuge drein, den Grimmaischen Steinweg entlang, zum äußeren Grimmaischen Tore hinaus. Als Engelmanns halbtot gequetscht da draußen ankamen, stauten sich die Gaffermassen, und ein Schauspiel bot sich ihnen dar, wie sie es nie erträumt hatten. Nur wenige Schritte von der Stelle, wo die verwitterten Balken des Stadtgalgens in die graue Oktoberluft aufragten, hatte man auf freiem Felde für den Kaiser einen Feldstuhl und einen Tisch hingestellt, daneben ein großes Wachtfeuer angezündet. Der Tisch stand inmitten eines kahlgeraubten und zerstampften Kohlfeldes, auf dem die biwakierenden Krieger die Ueberreste ihrer Mahlzeiten hinterlassen hatten . . .

An diesem Tische saß der Kaiser, ganz unbekümmert um die zahllose Zuschauermenge, die sich bis auf zwanzig Schritt herandrängen durfte. Der Tisch war mit Landkarten bedeckt, und eifrig studierte der Kaiser und stach zur Bezeichnung des Standes der beiderseitigen Truppen zahlreiche buntbewimpelte Nadeln in die Karte. Manchmal stand er auf, wärmte sich mechanisch an den flackernden Biwaksgluten, schob ebenso mechanisch die herausgefallenen Holzscheite mit dem Fuße wieder in die Flamme. Er schnupfte dabei beständig Tabak. Schließlich war sein Vorrat in der goldenen Tabatiere zur Neige gegangen, da

Digitized by Google

ſchob er die Reſte mit dem Finger zuſammen und ſchüttete ſie auf die Hand. Als gar nichts mehr darinnen war, öffnete er die Doſe mehrmals und roch hinein, während ſeine Marſchälle und Generale ihn fröſtelnd und beſchäftigungslos umſtanden, ohne daß er von ihnen irgendwelche Notiz nahm.

So ſtand Leipzig mit angehaltenem Atem nur zwanzig Schritte von dem Manne, deſſen Gedanken dort über dem Plan zur größten Schlacht der Weltgeſchichte brüteten . . .

Auf einmal tönte Reiter- und Wagenlärm auf der Straße von Wurzen her. In kurzem Trabe ſprengte eine Schwadron ſächſiſcher Harniſchreiter heran, und eine Equipage folgte.

„Herrjemerſch nee — das is, weeß Gnebbchen, unſer Geenig!“ flüſterte Papa Engelmann zu ſeinen Frauensleuten. Wenige Schritte von Napoleons Tiſch hielt der Wagen, mühſam ſtieg der greiſe Sachſenkönig aus und ſchritt ſchwerfällig auf ſeinen hohen Schützer und Verbündeten zu. Napoleon kam ihm entgegen, und vor den Augen der tieferſchütterten Leipziger umarmten ſich die Monarchen. Nur wenige Worte wurden ausgetauſcht, dann verabſchiedete Friedrich Auguſt ſich von dem Kaiſer, ſtieg zu Pferde und hielt nun hinter ſeinen Küraſſieren und gefolgt von ein paar Bataillonen ſeiner Gardegrenadiere ſeinen trübſeligen Einzug in das angſtbebende Leipzig. Und wieder entblößten ſich alle Köpfe, aber diesmal in tiefem Mitgefühl mit dem wohlmeinenden, doch

ſchwachen und hartgeprüften Herrn, der aus ſeiner Hauptſtadt hatte flüchten müſſen und nun in der zweiten Stadt ſeines Landes Quartier nehmen ſollte, ein geſchlagener Mann, den Gewalten des Weltgeſchicks ohnmächtig ausgeliefert.

Um vier Uhr nachmittags ſprengten Abgeſandte aus der Stadt hervor und machten dem Kaiſer Meldung. Sogleich wurde Alarm geſchlagen, und die Gardeabteilungen, die beiderſeits des kaiſerlichen Hauptquartiers die Gewehre zuſammengeſetzt und abgekocht hatten, brachen auf. Der Kaiſer ſtieg zu Pferde und folgte ihnen in der Richtung auf Grimma. Nach kurzer Zeit wurde klar, welches der Inhalt jener Meldung geweſen war: ſie zeigte dem Kaiſer den Anmarſch ſeiner Garden an. Und alsbald quoll aus der Stadt ihr herrlicher Anmarſch heraus. Unüberſehbar marſchierten die dichtgeſchloſſenen Kolonnen der bärenmützigen Grenadiere vorbei, hier und da unterbrochen von endloſen Artillerieparks. Und Stunde auf Stunde verrann während dieſes Vorübermarſches. Die Bürgersleute, die zu Tauſenden und aber Tauſenden aus der Stadt herausgeſtrömt waren, um den Kaiſer zu ſehen, harrten vergebens, daß der Zug enden ſolle, um ihre Stadt, ihre Behauſungen wieder aufzuſuchen. Immer fürchterlicher wurde das Gedränge, ſchnell ſank die Dunkelheit, und die unglücklichen Menſchen ſahen ſich zu immer gefahrvollerem Harren inmitten eines in voller Bewegung befindlichen Heerlagers verſammelt. Die Frauen verloren den Kopf und weinten vor Angſt und Hunger. Die Finſternis der

Digitized by Google

rabenschwarzen Nacht vermehrte die Schrecken. In dicke Klumpen geballt, ließen die Bürger den Graus an sich vorüberziehen. Das war ein Rasseln von Wagen und Geschützen, ein Gebrüll von durcheinanderschreienden Kommandostimmen, ein wüstes Gemisch aller möglichen und unmöglichen Geräusche und Getöse, ein ewiges Fluchen, Quetschen und Stoßen . . . und in die Reihen der Bürger liefen ganze Trupps flüchtender Landbewohner aus den nahen Dörfern, die vor der entsetzlichen Ueberschwemmung der zügellosen Soldatenhorden stadtwärts davongelaufen waren. Jammernde Mütter mit in Körbe gepackten Betten, den Säugling auf dem Rücken, ein paar fast nackte Kinder an der Hand, Väter, die nach Frau und Kind schrien, Kinder, die nach ihren Eltern jammerten, Kranke, die man auf Schubkarren durch das Pferdegewühl hindurchzufahren suchte — das alles auf engstem Raume zusammengedrängt! Und mittendurch brachen ganze Züge Verwundeter sich Bahn, ächzend und jammernd, um in der Stadt die Spitäler aufzusuchen. Vor Hunger waren diese Unglückseligen völlig vertiert. Sie rissen die Kinder aus den Tragkörben, um darunter nach Brot zu fahnden, und kehrten sich nicht daran, wenn die wütende Mutter mit allen zehn Fingern ihnen die Gesichter zerkratzte . . . Und das alles währte fort, als ob es niemals enden sollte, die ganze grauenvolle Nacht hindurch, ohne daß man vom Flecke kam, während von allen Kirchtürmen der Stadt die Glocken Stunde um Stunde abriefen. Erst nachts um zwei Uhr wurden Vater Engelmann und die beiden unglück-

Blücher lobt seine tapferen Krieger

ſeligen Frauen, Mutter und Tochter, die ſich in ſtumpfſinniger Verzweiflung an ihn geklammert hielten, zum Erſticken eingekeilt in einen dickgepferchten Menſchentroß, willen- und wehrlos in den ſchmalen Schacht des Grimmaiſchen Tores hineingeſchoben. Zehn Minuten ſpäter waren ſie daheim, in einem Zuſtande, deſſen ſie ſich voreinander ſchämten, trotz ihrer tiefen Erſchöpfung. Keiner hatte mehr einen heilen Kleiderfetzen am Leibe, mit Kot und Unrat waren ſie bedeckt, die Glieder von Froſt und Püffen geſchwollen und entſtellt . . . Und todesmatt, unfähig, noch Worte zu wechſeln, fielen die armen Menſchen auf ihre Betten, ohne einen andern Gedanken als den:

„Und morgen —??!“

Siebentes Kapitel

Die Völkerschlacht

Kalt, trübe und regnerisch graute der Morgen des 16. Oktober. Aber schon lange ehe der erste hellere Schimmer durch die Wolken brach, hatte die schlesische Armee ihre Biwaks geräumt und war auf der Hallesschen Chaussee im Anmarsch gen Leipzig. Und kaum erwachte die erste Tageshelle, da begannen vorn bei der Vorhut des Obersten Katzeler die Kanonen zu dröhnen und bewiesen, daß man den Feind an der Kehle hielt.

Und nun begann der Aufmarsch des Yorckschen Korps zur Schlacht. Von der Chaussee herunter, die über das Dorf Lindenthal auf die Stadt zuführte, schoben sich Regiment um Regiment seitwärts heraus, um die Front nach rechts zu verlängern, ebenso wie der Feind offensichtlich die seinige nach links zu verbreiterte, dorthin, wo am südlichen Himmelsrand im Wiesengrunde die Baulichkeiten des Dorfes Möckern sich eng zusammendrängten.

Und während das Gefecht in der Front nur träge und hinhaltend weiterrollte, baute Yorck mit ruhiger Sicherheit sein ganzes Korps der feindlichen Aufstellung gegen-

über auf, um erſt nach Vollendung des Aufmarſches in geſchloſſener Linie zum Angriff überzugehen. Darüber verrannen Stunden um Stunden.

Und wieder einmal ſchien's, als ſolle Wilhelm Wittich auch heute nicht ins Feuer kommen. Gegen Möckern, den Schlüſſelpunkt der feindlichen Aufſtellung, wurde die Brigade Mecklenburg im erſten Treffen und die Brigade Steinmetz dahinter als Reſerve im zweiten Treffen angeſetzt. Die Brigaden Horn und Hünerbein dagegen ſtanden weiter links heraus im freien Felde, dem Zentrum und dem rechten Flügel der franzöſiſchen Aufſtellung gegenüber, des Augenblicks gewärtig, wo der Vorſtoß des rechten Flügels gegen Möckern erfolgreich durchgedrungen ſein würde.

Und dort, auf der rechten Flanke, entbrannte nun der Kampf in ganzer, mörderiſcher Heftigkeit. Wenn aber der unabläſſig rollende Donner der Geſchütze, das Krachen des Gewehrfeuers einmal vorübergehend eine geringe Pauſe machte, dann vernahmen die harrenden Brigaden der Preußen wie ein langhinrollendes Echo das ferne Getöſe eines mindeſtens ebenſo wilden Kampfes, der im Südoſten der Stadt, auf dem äußerſten rechten Flügel der Geſamtaufſtellung der Franzoſen, entbrannt ſein mußte. Ja, es waren in der Tat zwei ganz getrennte Schlachten im Gange, die ſich wild aufbrüllend begrüßten, über die wehrlos inmitten harrende Stadt hinüber . . .

Leutnant Bärſch trat zu den drei Spielmannsknaben, die hinter der Front der bei den Gewehren raſtenden Kom-

pagnie auf dem triefenden Lehmboden lagen und mit gespitzten Ohren, oft leise zusammen schwatzend, das höllische Konzert verfolgten, das ringsum in weitem Kreis entbrannt war.

„Na, ihr drei Schlingels — wie ist euch zumute?“

Stramm schossen die drei langaufgeschossenen Jungen in die Höhe, und ihre hellen Stimmen krähten wie aus einem Munde:

„Gut, Herr Leutnant!“

„Aberst — wenn jeht denn det nu los, Herr Leitnant?!“ fragte Nante Delank, der Pfeifer, halb schüchtern, halb trotzig hinterdrein.

„Könnt ihr's nicht erwarten, Schlingels? Man immer friedlich, heut kommt ihr dran, da habt man keene Bange nich!“

Er trat auf seinen Schüler zu, streichelte ihm die braune, abgemagerte Wange und fragte leiser:

„Hast' an Muttern jeschrieben, Willem?“

„Jewiß aber habe ick, Herr Leitnant!“ sagte Wilhelm. „Noch jestern morjen hab' ick der Feldpost 'nen Brief nach Berlin mitjejeben — Frage bloß, ob er ankommt!“

Ach — das war wie ein Traum aus ferner, ferner Zeit, daß ganz, ganz wo anders eine große Stadt lag, Berlin geheißen, daß man dort geboren und als Sohn eines behäbigen Bürgerhauses in Sorgfalt und Liebe erzogen worden war — wie ein Märchen, daß dort eine liebevolle Frau, zwei zärtliche Mädchenherzen in

banger Sorge sich verzehrten um den verwilderten, ausgehungerten, zähen jungen Burschen in zerrissenem und zerschlissenem blauen Waffenrock, um dessen Hüften das Schurzfell des Tambours niederhing . . .

Immer wütender, immer schauriger erschwoll zur Rechten die Schlacht. Ganz deutlich konnte man sehen, daß der General Yorck allmählich die gesamten Verstärkungen des rechten Flügels gegen den flammenspeienden Dorfrand vorzog. Allmählich aber verstummte das Gewehrfeuer an der Außenseite des Dorfes — Beweis, daß die Angreifer ins Innere vorgedrungen sein mußten, von wo aus jetzt gedämpfter das Kampfgetöse dröhnte, dieweil aufsteigende Säulen trägen Qualms, von Flämmchen durchzuckt, Kunde von den Schrecknissen gaben, die im Innern jetzt wüten mußten . . .

Nun setzte auch die Brigade Steinmetz, die bislang in Reserve geblieben war, zum Angriff auf das Dorf an. Aber plötzlich dröhnte von den Höhen zur Linken des Dorfes ein fürchterliches Kanonengetöse. Offenbar hatte der französische Führer dort fast seine gesamte Artillerie konzentriert, damit sie den Stürmern ihren Kartätschhagel entgegenwürfe. Und deutlich konnten die harrenden Brigaden des Zentrums und linken Flügels wahrnehmen, daß die Angreifer ins Wanken kamen, zurück mußten. Und sieh — da kamen die Franzosen gar aus dem Dorf heraus, hinter den weichenden Preußen drein —!

Doch in diesem Augenblick scholl vom äußersten rechten Flügel der Preußen her ein brausendes Hurra, und ganz

Digitized by Google

deutlich war's zu erkennen, daß von dort ein paar Schwadronen preußischer Reiterei dem vorrückenden Feinde in die Flanke fielen.

Und schon nahte ein Schwarm heransprengender Adjutanten den harrenden Brigaden.

„Zum Angriff! Alles vorwärts!"

Ha — endlich! Endlich —!!

Erregungheisere Kommandorufe erschollen, im Nu hatten sich die aufmarschierten Regimenter in Angriffskolonnen formiert, und mitten durch die Lücken der Batterien, die bis dahin, weit vor die Front der Infanterie vorgezogen, sich mit den welschen Geschützen auf den Hügeln droben herumkanoniert hatten, ging's hindurch — vorn wurden die Reihen wieder geschlossen, und nun in festem Schritt, enggeschlossen, Glied an Glied, Mann an Mann, die lehmige Höhe hinan, von wo nun ein Kartätschenhagel den Stürmern entgegensprühte.

Hinter der Front ihrer Kompagnie marschierten die drei Spielmannsbuben. Es war mehr ein Laufen, ein Springen denn ein Marschieren — mußte so sein, wollte man mit den Männern da vorn Schritt halten . . . Doch es ging — und also, auf wunden Füßen, in zerfetzten und zerschlissenen Schuhen vorwärtsstolpernd, schlugen die zwei Tambours den Sturmmarsch, dieweil der Pfeifer an ihrer Seite seinem Instrument nur schrill gellende Töne zu entlocken vermochte . . .

Ein Glück nur, daß die Franzosen einen großen Teil ihrer Artillerie nach Möckern hinübergeworfen hatten!

Sonſt wäre man wohl nimmer hinaufgekommen auf die Höhe, wo die Infanterie des franzöſiſchen Zentrums und rechten Flügels der Stürmer harrte! Doch auch die wenigen Geſchütze, die droben noch ſtehengeblieben waren, ſpien raſtlos ihre Todesgeſchoſſe den Preußen entgegen, und wo ſie einſchlugen, da klafften breite Gaſſen in ihren Reihen, da ſtürzten die Männer mit zerriſſenen Brüſten in dumpfkrachendem Sturz rückwärts . . . Herrgott, und Nante, der Pfeifer, hatte auf einmal keinen Kopf mehr, keine Pfeife mehr und keine Hände mehr . . . nur die Beine taten noch zwei taumelnde Schritte nach vorn — und dann fiel das ſchmächtige Knabenkörperchen vornüber in den lehmigen Grund . . .

Und nun hügelauf! mit keuchender Lunge, mit flackernden Pulſen . . .

„Hurra! Hurra!!“

Man war drin in der feindlichen Artillerie. Was von den Kanonieren noch nicht ausgeriſſen oder gefallen war, das hieb verzweifelt mit dem langen Säbel um ſich, bis unterm niederſauſenden Kolbenhieb der Schädel knirſchend barſt, das Bajonett in die röchelnde Kehle, in die keuchende Bruſt ſich einbiß . . . Weiter! Weiter!

Und wieder ſchloſſen ſich die Reihen, die ach, ſtark, ſtark gelichteten Reihen. Doch die Hauptſache ſollte erſt kommen.

Denn während nun auf der ganzen endloſen Angriffsfront der Preußen das wutaufpeitſchende Hurra zum Himmel brandete, krachten jetzt die Salven der franzö-

Digitized by Google

ſiſchen Grenadiere, die dort auf dem freien Felde, zu langen dunklen Linien geſchloſſen, des Anſturms harrten. Und ziſchend und pfeifend ſchlug der bleierne Todeshagel in die preußiſchen Reihen. Da ſank manch braver Mann.

Doch raſtlos vorwärts ging's, die Stabsoffiziere hoch zu Roß, Hauptleute und Leutnants mit dem Säbel in der Fauſt, der Front weit voraus. Schon konnte man erkennen, wie die Welſchen drüben haſtig eine zweite Kugel mit dem Ladeſtock in den Lauf ſchoben, um noch eine zweite Salve den Angreifern entgegenzuſchleudern . . .

Der Major Graf Brandenburg richtete ſich hoch auf in den Bügeln, wandte ſich zu ſeinem Regiment zurück, das in hartem Schritt und Tritt hinter ihm drein rückte, und ſchmetternd ſcholl ſein Kommando:

„Zur Attacke — Gewehr rechts! Fällt das Bajonett!"

Bis zu dieſem Augenblick war Wilhelm Wittich hinter der Front gefolgt, und raſtlos hatten ſeine ſchmerzenden Fäuſte das raſſelnde Kalbfell ſeiner Trommel bearbeitet — nun aber hielt er ſich nicht mehr . . . Eben brach vor ihm der lange Hanneſen aus Kottbus, der, bei der Salve von einem Streifſchuß an der Schulter getroffen, bisher noch tapfer mitgewankt war, ſchweren Falles zuſammen, ſo daß ſein Gewehr langhin auf die nackten Schollen plumpte. Da warf Wilhelm Wittich die Trommel auf den Rücken, riß das Gewehr des Geſtürzten empor, war mit einem Satz in der vorderſten Reihe, um die Lücke, die Hanneſens Fall geriſſen, mit ſeinem eigenen jungen Leibe wieder auszufüllen . . .

In diesem Augenblick wandte der Leutnant Bärsch sich um, die Seinen in hellem Zuruf zum letzten Ansprung zu befeuern — ein Blick aus den stählernen Augen des jungen Mannes traf die aufflammenden des Knaben, und ein grimmiges Lächeln flog vom Lehrer zum Schüler, vom Schüler zum Lehrer zurück . . .

Donner und Teufel! da krachte die zweite Salve . . . und, den Säbel weit nach vorn gereckt, schoß der Leutnant Bärsch nach vorn in die kotigen Stoppeln — dem weiland Trommlerbuben Wilhelm Wittich aber, der nun ein Musketier geworden war, riß ein scharfer Schmerz die rechte Backe entlang, durch das rechte Ohr hindurch, und ein hellrotes Bächlein plieſterte über die rechte Bruſt seines Waffenrocks hernieder . . .

Was tat's?! Von vorne her, wo der Regimentskommandeur ritt, nun nur noch fünfzig Schritte von der geschloſſen starrenden Mauer der feindlichen Bajonette entfernt — erscholl hellaufschmetternd von des Führers schneidender Stimme der grimmige Todesgruß:

„Marsch, marsch, hurra!"

Und nun — —?!

Nicht Menschenleiber waren's mehr, von Menschenseelen regiert, was nun aufbrüllend sich heranwälzte gegen die regungsloſe Mauer der welschen Grenadiere — ein wild empörtes Urelement, eine Meereswoge, vom Weltensturm emporgepeitscht. Ueber den Leib des toten Lehrers und Freundes hinweg stürmt der Knabe Wilhelm, Seit' an Seite der bärtigen Männer, auf die dunkelblaue silber-

Digitized by Google

bebortete Wand von Männern und Waffen an. Etwas Blankes fährt auf seine Brust los — da duckt er sich wie eine Katze, das Blanke reißt ihm nur noch den Tschacko vom Kopf . . . Nun werfen seine zitternden Fäuste die schwerwuchtende Waffe mit dem scharfen Stoßeisen an der Spitze nach vorwärts, bis sie etwas Dumpfes, Weiches treffen, in das die Eisenspitze sich gierig hineinwühlt . . . Und vor des Knaben Blicken sinkt, in Wut und Schmerz verzerrt, ein lederbraunes, narbiges Männergesicht nach rückwärts, schwer poltert des Feindes Waffe zu Boden . . . und ringsum ein Krachen und Knattern, als ließen viel hundert Holzfäller ihre Aexte auf dumpf dröhnende Baumstämme niedersausen . . . und ächzend klingen hingestammelte, hingekeuchte Fluchworte:

„Hund, elendiger!“ —
„Zum Henker mit dir, Franzosenviech!“ —
„Va t'en, canaille!“
„Jesus, Maria, Joseph — —!“
„Sauve qui peut!“ —
„Hurra! hurra — —!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seit am Morgen des 14. bei Liebertwolkwitz zum erstenmal der Kanonendonner aufgegrollt, war ganz Leipzig ein Schauplatz des Entsetzens und der Verzweiflung. Zwar der Freitag, der 15. Oktober, verging wiederum durchaus ruhig. Die Kanone schwieg, und nur von den Türmen und höchsten Dächern der Stadt aus

konnte der Bürger beobachten, wie sich in weitem Halbkreis um die Stadt die französischen Truppen konzentrierten. Südlich zog sich die Aufstellung der Franzosen von Markkleeberg über Rackau und Liebertwolkwitz bis gegen Pößna. Dann kam nach Osten eine breite Strecke, die ganz von Abteilungen frei war, und wiederum der Norden wimmelte von Truppen, die sich von Wiederitzsch über Lindenthal nach Möckern hinüberzogen. Endlich war im Nordwesten wiederum Lindenau stark besetzt — mit vollem Rechte, denn dorthin zog sich — an der Funkenburg und dem Kuhturm vorbei — der Lindenauer Damm, der einzige Uebergang über die sumpfigen, für Heeresmassen völlig unpassierbaren Niederungen der Pleiße, Elster und Luppe, also die Rückzugslinie der französischen Armee für den Fall eines unglücklichen Ausgangs der Schlacht . . .

So ruhig es aber auch draußen zuging, der Zustand in der Stadt war schon am Freitag unbeschreiblich. Wohl war es gelungen, die massenhaften Verwundeten vom 14. in Kirchen und Magazinen unterzubringen: dafür aber strömte im Laufe des Freitags von allen Dörfern der Umgegend ein unabsehbarer Zug jammervoller Flüchtlinge hinein: die Bauern mit ihren Familien und Herden und den kümmerlichen Resten ihrer Habe, die sie auf Wagen und Karren vor den räuberischen Händen der biwakierenden Truppen in Sicherheit zu bringen suchten. Ein klägliches Gewimmel verzweifelter Menschen, wimmernder Kinder, ausgehungerten, brüllenden und blökenden Viehs!

Digitized by Google

Wohin mit all diesen armseligen Geschöpfen, wie sie hausen und füttern in einer Stadt, deren 35 000 Einwohner sich schon seit Tagen kaum mehr selber ein Stück Brot hatten beschaffen können!

Am Samstag, den 16., früh um 9 Uhr ward das Getöse, mit dem die immer noch hereindrängenden Massen der Flüchtenden, ihre Wagen, ihre Tiere, ihre schreienden Kinder die Straßen der Stadt erfüllten, von einem fürchterlichen aufgrollenden Ungewitter übertönt, das im Süden der Stadt aufbrüllte. Vor dem unablässig rollenden Donner der Kanonen bebte die Erde, klirrten die Fenster. Und während die Frauen, die Mädchen und Kinder der Bürger sich weinend und bebend in die tiefsten Winkel der Wohnungen verkrochen, kletterten die Männer auf Türme und Zinnen, um von droben das ungeheure Schauspiel zu verfolgen, dessen Schreckniſſe sich immer näher auf die Stadt heranwälzten und auch sie mit dem Untergang bedrohten. Im Süden, wo gestern die dunklen Linien der biwakierenden französischen Truppen deutlich erkennbar gewesen waren, lag nun eine meilenlange Wolke schwärzlichen Qualms, durch welche immer nur die Flammenspitzen wie feurige Zungen hervorblitzten. Die Schlacht schien zu stehen. Der Kanonendonner entfernte sich nicht, kam aber auch nicht näher. Um die Mittagsstunde entbrannte der Kampf auch auf den Anhöhen von Lindenau.

Frau Sophie Engelmann und ihr Töchterchen hatten den ganzen Vormittag an den Fenstern ihrer Wohnung

verbracht und auf den Marktplatz hinausgespäht. Da gab's vielerlei zu sehen. Seit zwei Tagen hatte ja der König im Hause nebenan Quartier genommen! Und ein ganzes Bataillon sächsischer Gardegrenadiere, zu seinem Schutze bestimmt, hatte da unten auf dem Marktplatz die Gewehre zusammengesetzt, und die Soldaten lagerten harrend auf dem kalten Pflaster. Wie mochte dem ehrwürdigen alten Herrn da drinnen zumute sein — ihm, der aus seiner Hauptstadt vertrieben war, eingeschlossen in der zweiten Stadt seines Landes als Verbündeter des fremden Cäsar, verdammt, sein Schicksal zu teilen!

Der ganze Marktplatz war mit einem Gewimmel französischer Offiziere, kaiserlicher Stallbediensteten, Militärbeamten erfüllt, die lebhaft plaudernd in erregten Gruppen zusammenstanden und auf den Kanonendonner lauschten. Ihre Gesichter waren heiter — sie schienen gute Nachrichten zu haben. Um die dritte Nachmittagsstunde aber entstand am Eingang der Petersstraße eine Bewegung, Kuriere auf dampfenden Rossen brachen sich durch die Massen Bahn, hielten drunten vor der Tür des königlichen Hauptquartiers, stiegen ab und eilten hinein. Und bald erhob sich drunten bei den Franzosen ein unermeßlicher Jubel. Ganz deutlich konnte man das immer wiederkehrende Wort unterscheiden:

„Victoire! Victoire!"

Wenige Minuten später erschien der greise König in voller Galauniform an der Tür, die Ehrenwache trat ins Gewehr, und an ihrer präsentierenden Front entlang über-

Digitized by Google

ſchritt der König den Markt, um ſich zum Dankgottesdienſt in die Nikolaikirche zu begeben. Und unmittelbar darauf begannen in der ganzen Stadt die Glocken feierlich und triumphierend den Sieg Napoleons über die verbündeten Heere zu verkünden . . .

Aber wie ein grimmiges Echo des Hohns dröhnte im ſelben Augenblick im Norden der Stadt, auf Möckern zu, eine neue furchtbare Kanonade auf. Wenige Minuten ſpäter kam Herr Wilhelm Engelmann, der bis dahin vom Nikolaikirchturm aus mit bewaffnetem Auge den Gang der Schlacht verfolgt hatte, nach Hauſe und berichtete ſeinen Frauen, franzöſiſche Gendarmen hätten ihn und ſeine mit ihm droben beobachtenden Mitbürger von ihrem luftigen Poſten verjagt, den Turm abgeſchloſſen und Wachen davor geſtellt, und ſicherem Vernehmen nach ſolle in der ganzen Stadt das Betreten der hochgelegenen Ausſichtspunkte, von denen aus man den Gang der Schlacht verfolgen könne, verboten worden ſein!

Und nur zu bald verſtummte drunten der Siegesjubel. Das Schlachtgetös im Süden, das um die Mittagszeit faſt völlig verſtummt war, entfachte ſich von neuem, dieweil vom Norden her der fürchterliche Widerhall ohn' Unterlaß weitertobte. Und bald quollen aus allen Straßen unabſehbare Züge wehklagender Verwundeter in den Marktplatz hinein und miſchten ſich in ihren ſchmutzigen, zerlumpten Uniformen unter die goldſtrotzenden und unverſehrten der Garden und Hofbeamten, pochten bettelnd an die raſch verſchloſſenen Türen der Häuſer, wimmerten um

Digitized by Google

einen Biſſen Brot, einen Trunk friſchen Waſſers ... Kaum konnte der König, der vom Gottesdienſt heimkehrte, ſich durch die jammernden und fluchenden Horden der Verſtümmelten und Verhungernden den Heimweg zu ſeinem Hauſe bahnen.

So ſank unter namenloſem Grauen der Abend herab. Gegen ſechs Uhr verſtummte rings um die Stadt der Donner der Geſchütze, und auch das Branden und Brodeln des Schützengefechts ſchlief allmählich ein.

Aber Wilhelm Engelmann und die Seinen fanden noch lange keinen Schlummer. Nun es finſter geworden war, ſcholl drunten auf Markt und Straßen das Gewühl und Geſchrei von Hunderten und Tauſenden fieberhaft erregter Menſchen nur ſchauerlicher und herzumſchnürender herauf. Mußte man nicht jeden Augenblick darauf gefaßt ſein, die verſchloſſene Haustür drunten von Kolbenſchlägen geſprengt, die friedliche Heimſtatt eines behaglichen Familienlebens von zügelloſen Horden verzweifelter, vertierter Männer geſtürmt und verwüſtet zu ſehen?!

Doch es war wohl die Nähe des königlichen Hauptquartiers, die Anweſenheit ſeiner Wache drunten, was die Anwohner des Marktes dieſe Nacht noch vor dem Aeußerſten bewahrte — vielleicht auch der klägliche Zuſtand der waffenloſen und entkräfteten Flüchtlinge ſelbſt. Und ſo fanden die unglückſeligen drei Menſchen, wie wahrſcheinlich ihre fünfunddreißigtauſend Mitbürger ringsum, gegen Morgen doch noch ein paar Stunden eines traumzerquälten Schlafs.

Der Sonntagmorgen brachte ein angstgehetztes Erwachen. Mußte nicht dieser Tag die Entscheidung bringen?! Doch seltsam, ringsum auf den weitgedehnten Schlachtfeldern blieb alles still. Und der Buchhändler wagte gegen Mittag einen kurzen Erkundungsgang in die Stadt.

Er brachte die Kunde heim, der Kaiser habe mit den Verbündeten Verhandlungen wegen eines ungestörten Abmarsches der französischen Armee gegen Westen angeknüpft. Und wirklich verlief der ganze Sonntag in äußerlicher Ruhe. Freilich das Grauen da unten in der Stadt wuchs von Stunde zu Stunde immer qualvoller an. Unermeßliche Züge Verwundeter wälzten sich zu allen Stadttoren hinein, und da kein Spital, kein Magazin mehr ihnen Aufnahme gewährte, blieben sie auf dem Straßenpflaster liegen, in ganzen Haufen, Mann an Mann, ohne Obdach, ohne Pflege, ohne einen Bissen Brot. Kein Mensch kümmerte sich um sie, niemand half ihnen, niemand konnte ihnen helfen. Leipzigs Bürgerschaft hungerte selber. Gegen Abend wurde heftig an die Haustür gepocht, und als der Buchhändler zitternd aufschloß, waren französische Lazarettbeamte drunten, die ihm eröffneten, jede Leipziger Familie habe für die Verwundeten ein vollständiges Bett und alles, was man an Töpfen und Schüsseln entbehren könne, beizusteuern. Und mit bitteren Tränen mußte Sophiechen die funkelnagelneue Mahagonibettstelle hergeben, die sie zum letzten Geburtstag erhalten hatte.

Die Nacht zum Montag glich an Schrecken aufs Haar ihrer Vorgängerin. Und kaum graute der neue Werktag, da erhob sich rings um die Stadt aufs neue der Kanonendonner. Und jetzt in dicht geschlossenem Dreiviertelkreis vom Rosental über Sellerhausen und Stötteritz bis Connewitz! Es war klar, die Franzosen wurden von allen Seiten her auf Leipzig zurückgetrieben und rings um die Stadt zusammengedrängt. Um Mittag begann auf dem Marktplatz draußen eine Bewegung, die immer lebhafter wurde und nur den einen Zweck haben konnte: man bereitete sich zum Rückzuge vor, man brach auf. Die Grimmaische Straße hinunter wälzte sich eine endlose Kolonne von Wagen quer über den Marktplatz hinüber nach der Hainstraße, um das Ranstädter Tor zu erreichen und die Rückzugslinie gen Lindenau zu gewinnen. Nun wurde das Gewühl in der Stadt über alle Maßen fürchterlich. Immer häufiger bemerkte man inmitten der sich vorüberwälzenden Massen von Truppen, Geschützen und Wagenkolonnen auch hohe und höchste französische Offiziere. Ueber alle Vorstellung aber war das Elend der Tausende und aber Tausende von Verstümmelten und zerschossenen Soldaten, die alle Straßen füllten, in alle Wohnungen eindrangen. Nur auf dem Marktplatze selbst hielt die Eskorte des Königs noch immer leidlich Ordnung.

Immer schauriger aber schwoll nun von allen Seiten der Schlachtengraus auf die unglückselige Stadt heran. Es war klar: Leipzig bildete den Mittelpunkt eines feuer-

Digitized by Google

speienden Berges, in den hinein sich aber von draußen gleichfalls ein konzentrisches Feuer ergoß. Gegen Mittag schlugen bereits von allen Seiten Kugeln und Granaten in die Stadt. Selbst am Marktplatz konnte man das Krachen der zertrümmerten Dächer, der herabgeschleuderten Schornsteine hören, sah man den dumpfen Qualm der Brände über den Dächern emporsteigen, die an der Außenseite der Stadt entstanden. Leipzig schien dem Untergange geweiht.

Aber früher als vorgestern, schon in den Nachmittagsstunden ließ der Grimm der entfachten Feldschlacht hörbar nach. Und in die endlosen Züge der sich gen Westen wälzenden Wagen- und Artillerieparks mischten sich nun auch immer mehr und mehr Marschkolonnen abziehender Regimenter, die vom Schlachtfelde kamen und die Stadt durchzogen, so rasch das Gewühl in den verstopften Straßen das gestatten wollte. Es war klar: die Niederlage des Kaisers war entschieden — der Rückzug der Franzosen hatte begonnen.

Ein wenig erleichterten Herzens suchten diesmal die gequälten Bürger der Unglücksstadt ihr Lager auf. Und doch standen der Stadt noch viele Stunden der schrecklichsten Angst bevor!

Nur eine einzige Rückzugslinie blieb dem ungeheuren Heere der Franzosen noch: das war der Weg durch die Stadt Leipzig zum Ranstädter Tor hinaus, und dann, quer über die sumpfigen Gefilde um die drei Flüsse, der Marsch über den Lindenauer Damm. Ein

Digitized by Google

Glück für den Kaiser, daß es den Verbündeten wenigstens nicht gelungen war, seine Stellung zu umgehen und Hand auf diesen schmalen Durchgangspunkt zu legen! Die natürliche Deckung aber, sozusagen der Brückenkopf für diesen schmalen Ausweg aus dem Hexenkessel, in den die glorreiche französische Armee von den Heeren der Verbündeten zusammengetrieben worden war, das war die Stadt Leipzig selbst. Noch gab es für die Verbündeten einen Weg, dem Kaiser den letzten Rettungsweg zu verlegen: den, daß man am Morgen des 19. Oktober Leipzig von allen Seiten unter Artilleriefeuer nahm und die Stadt in Flammen aufgehen ließ! Aber die Großmut der Verbündeten bewahrte die Stadt vor diesem Schicksal. Sie zogen es vor, den Kaiser und sein Heer gen Westen entkommen zu lassen und nicht eine der blühenden deutschen Städte, die schon Unsägliches erduldet hatten, in einen ungeheuren, leichengefüllten Scheiterhaufen zu verwandeln.

Doch das konnten die Leipziger nicht wissen. Nur zu klar war die Lage, und als am Dienstag morgen ganz dicht vor Leipzigs Stadtmauer in weiter Runde zum dritten Male die Kanonen aufbrüllten, als von allen Seiten die Granaten in die Stadt schlugen und ringsum in den äußeren Vierteln die Brände aufgloſteten, da wähnten die Leipziger den Untergang ihrer Stadt und eines jeden letztes Stündlein gekommen.

Herr Wilhelm Engelmann versuchte vergeblich, Frau und Tochter zu beruhigen, die wie zwei aufgescheuchte

Digitized by Google

Vögelchen durch alle Zimmer hin und wieder schossen, nun an die Fenster stürzten, um angstgeschüttelt in das wahnsinnige Chaos hinunterzustarren, das den Marktplatz durchquirlte, nun jammernd und wehklagend in die finstersten Ecken sich flüchteten, um den Kopf in Sofakissen oder Bettdecken zu vergraben!

Der Marktplatz war bis zum Bersten mit durcheinanderquirlenden, schreienden, fluchenden, heulenden, jammernden Menschen erfüllt. Dazwischen stauten sich dichte Züge von Wagen und Geschützen, eng aufeinandergefahren, da alle Straßeneingänge verstopft waren. Nur vor der Wohnung des Königs stand enggeschlossen, Gewehr bei Fuß, das Bataillon der Gardegrenadiere aufmarschiert, mit einer bewunderungswürdigen Ruhe.

Auf einmal entstand vom Eingang der Grimmaischen Straße her, sogar das Tosen der Kanonen ringsum übertönend, ein wüstes Geheul. Eine Kürassierschwadron brach sich von dort her Bahn durch die Menge, rücksichtslos alles niederreitend oder mit dem Dreinhauen der flachen Klingen ihrer Pallasche auseinandertreibend. Zugleich erstarrte die sächsische Garde in regungslosen Linien, nahm Gewehr auf, präsentierte bei klingendem Spiel. Nun ritt die französische Kürassierschwadron an ihrer Front vorbei, hielt, und hinter ihren Roßhaarschweifen tauchte an der Spitze einer glänzenden Reiterkavalkade, unter dem weltberühmten Dreispitz, ein blasses, unerschütterliches Antlitz auf. Inmitten dieser Tausende verzerrter,

zuckender Menschengesichter blieb dies eine starr, erzen, unbewegt . . .

Mit der Frische eines Jünglings schwang sich der Kaiser vom Pferd und schritt ruhigen Ganges durch ein Spalier sächsischer Gardisten in das Haus des Königs hinein. Es war klar: er nahm Abschied von seinem unglückseligen Verbündeten . . .

Die drei Engelmanns hingen mit weit vorgebeugtem Oberkörper aus den Fenstern ihrer Wohnung und starrten noch immer hinunter. Vergessen war in diesem Augenblick die Not der Stadt, das unaufhaltsame Nahen der feuerspeienden Umklammerung da draußen, — sie hatten das Antlitz des Einen gesehen, der auch in seiner Niederlage noch groß und herrlich war, ein Gott der Schlachten . . .

Fast eine Stunde verging, während drunten auf dem Marktplatz die Massen von Menschen, Pferden, Wagen und Geschützen sich immer dichter zusammenkeilten, draußen die Kanonen immer wütender aufbrüllten, immer dicker die Brandwolken über den Häusern aufstiegen. Endlich aufs neue Kommandorufe, erstarrende Fronten, rasselnde Trommeln, schmetternde Grußfanfaren, unter blinkenden Bajonetten präsentierte Gewehre. Und da war er — jünglingsgewandt schwang sich der kurze, gedrungene Körper aufs Roß, ein letzter Blick aus den stählernen Augen flog zum ersten Stock empor, wo dicht neben den Fenstern der Familie Engelmann des Sachsenkönigs weißer Scheitel sich zum

Abschiedsgruß neigte; flüchtig salutierend berührte des Kaisers weißbehandschuhte Rechte den Hut — wieder ritten die Küraſſiere scharf an und hieben sich Bahn zur Hainstraße hin, und mitten durch das Gewühl zusammengepferchter Menschen, verfitzter Karren und regungsloser Geschütze ritt der Kaiser von dannen . . .

Der Sachsenkönig aber blieb zurück, seines Schicksals gewärtig.

Kaum war der Kaiser fort, da bemächtigte sich der Soldatenmassen, die den Marktplatz erfüllten, eine sinnlose Panik. Die Reiter sprangen von ihren Pferden, die Kanoniere von ihren Protzkästen und Geschützen — jeder suchte nur das eigene Leben in Sicherheit zu bringen, und alles drängte zu den nördlichen und westlichen Ausgängen des Marktplatzes hinaus — durch die Hainstraße, die kleine Fleischergasse, die Thomasgasse. In weniger als einer Viertelstunde war der Marktplatz fast ganz von Menschen geräumt, nur die sächsische Garde harrte aus vor dem Haus ihres Königs — sonst sah man nichts mehr als verlassene Geschütze und Wagen, erschrocken und hungrig wiehernde Pferde . . . dazwischen war das Pflaster mit weggeworfenen Waffen, Tornistern, Patronentaschen bedeckt.

Aber schon wälzten sich vom Grimmaischen Tor immer neue Trupps flüchtender Franzosen heran. Alle Waffengattungen, alle Uniformen bunt vermengt, von Ordnung und Disziplin nicht eine Spur mehr, und immer näher brandete von allen Seiten das Gewehrfeuer heran,

ein deutlicher Beweis, daß die Verbündeten, ſtatt die unglückſelige Stadt durch einen Granatenhagel in Brand und Trümmer zu legen und damit der franzöſiſchen Armee das letzte Rückzugstor zu verſtopfen, ſich damit begnügt hatten, von allen Seiten mit Infanterie anzugreifen und die Tore im Sturm zu nehmen.

Immer ſchneller ward das Marſchtempo der über den Platz hinweghaſtenden Flüchtlinge, und ſchließlich ging der Rückzug in ein tolles Laufen über. Und horch! Schon knallte die Grimmaiſche Straße herab ein heftiges Gewehrfeuer, Geſchrei und Wut des Nahkampfes! Und Mutter und Tochter Sophie flohen wieder einmal ſchreiend von den Fenſtern und warfen ſich ſchluchzend und wimmernd über das Bett der Mutter . . .

Wilhelm Engelmann aber hielt am Fenſter aus und ſah, wie kleine Abteilungen der Franzoſen noch an den Eingängen der Straßen, die von Norden und Oſten in den Marktplatz mündeten, ſtandhielten und heftig auf die nachdringenden Feinde feuerten. Aber der Widerſtand erlahmte — einer nach dem andern löſte ſich aus den Trupps, die noch Gegenwehr leiſteten, warf das Gewehr weg und rannte wie beſeſſen über den Marktplatz in die rettungverheißenden Gaſſen nach Weſten hinein. Und mit einemmal erbrauſte im Schacht der Katharinenſtraße ein wütendes Hurragebrüll. Hinter den Köpfen der Verteidiger, die den Straßeneingang beſetzt hielten, tauchten blitzende Bajonette, hochgeſchwungene Kolben auf, ein kurzes, ſchreckliches Ringen begann, die letzten

Digitized by Google

der Verteidiger flohen oder brachen zusammen, und mit wildem Jubelgeheul drang ein Haufe preußischer Füsiliere auf den Marktplatz, über und über geschwärzt, viele blutüberströmt, alle verwildert, mehr Wölfen als Menschen ähnlich . . .

Allen voran aber sprang ein junger, schmächtiger Mensch, das rauchende Gewehr schwingend, quer über den Marktplatz, kletterte wie eine Katze über die Lafette eines dort zurückgebliebenen Geschützes und rannte geradenwegs auf die Tür des Engelmannschen Hauses los, als wolle er alleine die sächsische Garde attackieren, die dort noch immer regungslos, das Gewehr bei Fuß, ausharrte. Mitten im Laufe stutzte der Jüngling — oder war's nicht noch ein Knabe? — und spähte nach links, nach dem Eingang der Grimmaischen Straße hinüber. Auch von dort erscholl in diesem Augenblick das herrlich wilde Hurra der Sieger, die französischen Verteidiger wurden auch dort niedergemacht und überrannt, und ein Trupp preußischer Landwehren, kenntlich am Wachstuchtschako mit dem großen Silberkreuz und an den leinenen Hosen, quoll in den Marktplatz hinein. Und sieh! Die Sieger von Norden und die Sieger von Osten erkannten einander, flogen aufeinander zu und umarmten sich in Jubel und Freudentränen! Auf das schlanke Füsilierchen aber, das ganz allein auf dem Pflaster stand zwischen der harrenden Front der Sachsen und dem festgekeilten Wagenpark der Besiegten, sprang nun ein junges Bürschchen zu in Landwehruniform, das gleichfalls in den

schmalen Fäusten ein Gewehr schwenkte — und sieh: die beiden Buben flogen einander um den Hals — dann packten sie sich an den Schultern, starrten sich ins Gesicht, als sähen sie ein Wunder . . . Dann aber faßte der Füsilier den Landwehrknaben unter den Arm und zog ihn wieder quer über den Markt zum Engelmannschen Hause hinüber. Ja, und was sollte denn das heißen? Das Bürschchen riß den Tschako vom Haupt und schwenkte ihn zur Beletage empor, wo der Buchhändler weit offenen Mundes stand . . . Und aus dem braunen, von wirrem Haargesträhn umflatterten, abgehagerten Knabengesicht klang ein helles Jauchzen:

„Onkel Engelmann! Onkel Willem! Ja, erkennste mir denn nich? Det bin icke — icke, Willem Wittich, dein Patensohn! Un det hier is Fritze Kulicke, mein Freind!“

Da schlug Wilhelm Engelmann die Hände überm Kopfe zusammen:

„Ei Herrjemersch nee! J nee so was! D'r Willem Wittich! Wahrhaft'gen Gott, der Neffe Wilhelm aus Breiß'sch-Berlin!“

Und vom Fenster weg stürzte der Buchhändler ins Schlafzimmer, wo noch immer seine Frauensleute wimmerten und ächzten, und schrie ihnen zu:

„D'r Wilhelm! D'r kleene Wilhelm aus Breiß'sch-Berlin —!“

Nur einen Augenblick lang hatten die beiden kecken Jungen vergeſſen, daß ſie Soldaten ſeien. Nur ſo lange, bis Onkel Wilhelm Engelmann mit Tante und Bäschen auf die Straße heruntergeſtürzt war und ſeinen Neffen in die Arme geſchloſſen hatte.

„So ä Tollkiehner!“ lachte Onkel Wilhelm, dieweil ihm die hellen Tränen über die Backe liefen. „Nie im Läb'n hätt' ich'n wied'rgekannt!“

„Richt'g wie ä kleener Held tut'r ausſähn —!“ rief Mama Sophie. „Was ſagſt'n du, Sophiechen?“

Sophiechen ſagte gar nichts. Sie ſtarrte nur immer mit großen, glänzenden Augen den Vetter an, der ihr um Haupteslänge über den Kopf gewachſen war. Nein — das war ja nicht möglich — das war doch der blaſſe, ſchmächtige Schuljunge nicht mehr, mit dem ſie noch vor wenigen Monaten Arm in Arm durch den Trubel der ruſſiſchen Oſtern geſchlendert war? Das war ein Jüngling, im Schlachtengraus vor der Zeit erblüht und gereift — ja, Mama hatte recht: ein Held!

Und dann konnte Sophiechen ſich nicht länger halten: mitten auf offener Straße, dicht neben den ſtarren Reihen der harrenden ſächſiſchen Gardegrenadiere, die dort, ohne eine Miene zu verziehen, die Wacht bei ihrem König hielten, fiel ſie dem Vetter aus Preußiſch-Berlin um den Hals, und mit zuckenden Lippen küßte ſie ihn auf den Mund.

Aber ſchon mahnte Fritze Kulicke an die Pflicht. Von allen Seiten ſtrömten nun die ſiegestrunkenen Erſtürmer

Digitized by Google

Leipzigs auf den Marktplatz hinein. Der Angriff hatte alle Korps, alle Abteilungen durcheinandergeworfen — überall waren nun die Führer bemüht, Ordnung zu schaffen, um eine geordnete Verfolgung eintreten zu lassen.

Plötzlich durchschütterte eine furchtbare Explosion die Luft. Noch einmal stand jedes Leipzigers Herz in Entsetzen still! Bald aber kam's heraus: die Franzosen hatten die Brücke, welche am Ranstädter Tor über die Pleiße führte, in die Luft gesprengt! Noch aber weilten Tausende von Franzosen jenseits des Flusses in den westlichen Teilen der Stadt. Noch stand ein Verzweiflungskampf bevor, der sie zu Paaren treiben sollte. Ihn zu führen, drangen in Geschwindmärschen Kolonnen über Kolonnen der Verbündeten auf allen Straßen der Stadt gen Westen. Die Abteilungen aber, die an den Toren gefochten hatten, wurden auf dem Marktplatz gesammelt und durften die Gewehre zusammensetzen. Zu ihnen waren nun auch Wilhelm und Fritz zurückgekehrt, nachdem sie das Versprechen abgegeben hatten, alsbald Urlaub zu nehmen und in Mama Engelmanns Pflege sich für die überstandenen Kämpfe entschädigen zu lassen. Und schon eine halbe Stunde später saßen die beiden jungen Recken an Mama Sophiens gastlichem Tische. Da wurde aus den Tiefen der Vorratskammer hervorgeholt, was die sorgliche Hausfrau seit Wochen für die äußerste Not im innersten Winkel versteckt gehalten hatte . . . und ein Erzählen gab's, ein Erzählen — —!

Papa Engelmann, der von Zeit zu Zeit ans Fenſter ging, um Kunde von den Vorgängen da draußen zu bringen, ſtürzte plötzlich ins Zimmer mit dem Ruf:

„Sie gommen! Die Herren Monarchen gommen! Een Geſchrei is eich uff d'r Grimmſchen, nich zum ſagen! Alle Glocken fangen an zu läuten! Gommt, gommt, Ginder! Gommt!“

Sieh da, das Bild des Marktplatzes war verwandelt. Noch ſtanden inmitten die ſteckengebliebenen, verlaſſenen Kolonnen der Fuhr- und Artillerieparks. Ueberall an den Häuſern entlang hatten die Sieger ſich's bequem gemacht. Nun aber traten ſie alle unters Gewehr und formierten ſich eilig zum Spalier an der Südfront des Marktplatzes. Hinter den Mauern der Gewaffneten aber drängten ſich nun lachend und weinend, jauchzend und tücherſchwenkend, aus allen Häuſern und Straßen hervorſtrömend, die angſtbefreiten Bürger Leipzigs. Und alles ſpähte nach dem Eingang der Grimmaiſchen Straße hin, von wo immer toſender, immer höher aufbrandend der Begrüßungsjubel der Stadt den verbündeten Monarchen entgegenkam. Und durch das Jauchzen, durch das Glockenläuten klang noch immer von der Weſtfront der Stadt her das hundertfache Knattern des Gewehrfeuers, das dumpfe Dröhnen der Geſchütze, die dort hinter den fliehenden Franzoſen dreinfeuerten. Jetzt aber drangen durch all den Schwall hervor hellſchmetternde Marſchfanfaren. Und mit blinkenden Hörnern, mit wehenden weißen Büſchen ritt nun aus dem ſchmalen Schacht der Straße

das Trompeterkorps der preußischen Gardeulanen hervor. Und nun belebten sich die vier Stockwerk hohen Fronten der altersgrauen Barockhäuser um das mächtige Geviert des Marktplatzes mit Hunderten und aber Hunderten winkender weißer Tücher. Sie wallten den Erlösern, den Befreiern entgegen, die dort ihren Einzug hielten . . .

Und — da waren sie. Nicht goldüberstrotzt wie Napoleons Marschälle — nein, in einfachen Offiziersuniformen nahten die verbündeten Herrscher. Noch fehlte der Kaiser von Oesterreich in ihrer Mitte — es hieß, er werde erst am Nachmittag erscheinen. Aber die zwei dort: der bildschöne, behäbige Herr mit den schmucken Bartkoteletten, das war der Feldherr aller Reußen — Zar Alexander. Und neben ihm der ernste, trockene Mann mit dem gütigen, ruhigen Gesicht war Preußens König, Friedrich Wilhelm III. . . . Und hinter ihnen die unübersehbare Schar ihrer Helden — ach, wieviel hatten da die zwei Kriegsknaben ihren Wirten zu erklären! Das war der Generalissimus Schwarzenberg, und der da Yorck, der Bülow, der Barclay de Tolly, Napoleons großer Gegner aus dem russischen Feldzuge — — und da kam er, Napoleons fürchterlichster Feind und eigentlicher Bezwinger, Blücher, der Marschall Vorwärts!

Ringsum standen die ganze Straße entlang die kaum eben wieder geordneten Abteilungen der Sieger und ließen unter präsentiertem Gewehr ihre Monarchen vorüberziehen. Ja, in ihrer Mitte gewahrte man nun sogar

Digitized by Google

— welch seltsamer Anblick! — ein paar französische Abteilungen, die in der Stadt zurückgeblieben waren. Noch hatte niemand Zeit gefunden, sie zu entwaffnen — und unwillkürlich hatten auch sie sich in Reih und Glied gestellt, des Kommenden gewärtig, und hatten nun nichts Besseres zu tun gewußt, als auch ihre Gewehre zu schultern und mit präsentierter Waffe vor ihren Besiegern zu paradieren . . .

Starr, eisern und regungslos harrte nur eine Abteilung drunten — die enggeschlossenen Züge der sächsischen Grenadiergarde.

„Stillgestanden!“ hatten ihre Offiziere kommandiert, „Augen rechts!“

So harrten sie ihres Schicksals. In würdiger Haltung warteten sie, was ihre deutschen Brüder, gegen die sie unter des fremden Eroberers Fahnen in Waffen gestanden, über sie verhängen würden. Doch nichts geschah ihnen. Salutierend ritten die Monarchen auch an ihrer Front vorüber, nur rechts und links von ihnen postierte sich je ein halbes Bataillon russischer Grenadiere. Und keinen Blick wandten die siegreichen Herrscher zum ersten Stock empor, hinter dessen Fenstern der Sachsenkönig seiner Gefangenschaft wartete. — Und die braven Sachsen ahnten nicht, daß ihre Kameraden, daß die ganze sächsische Armee schon gestern nachmittag um 3 Uhr mit der württembergischen Reiterbrigade Schulter an Schulter zu den Verbündeten übergegangen waren und jetzt im Gefolge

der Monarchen, vom tollſten Jubel der beglückten Leipziger umjauchzt, ihren Einzug in die Stadt hielten.

Unter grenzenloſem Jauchzen der angſtbefreiten Bürgerſchaft ritten die Monarchen in die Mitte des Marktplatzes. Dort ſaßen ſie ab, und in glänzendem Kreiſe beglückwünſchten dort die Herrſcher ihre ſiegreichen Feldherren. Familie Engelmann und ihre Gäſte aber harrten droben am Fenſter aus, die Herzen von tiefſter Seligkeit geſchwellt, ſchier unfähig, all das Ungeheure da unten aufzufaſſen und zu begreifen.

Auf einmal klopfte es an die Tür. Und auf das „Herein!“ des Hausherrn trat ein hochgewachſener, preußiſcher Offizier in die Stube:

„Habe ich die Ehre, Herrn Verlagsbuchhändler Wilhelm Engelmann —?“

„Zu dienen, mei guteſter Herr —!“

„Graf Wedell, Generalquartiermeiſter Seiner Majeſtät des Königs von Preußen. Herr Engelmann, Ihr Haus wird die Ehre haben, Seine Majeſtät den König Friedrich Wilhelm III. in Quartier zu nehmen!“

Achtes Kapitel

Ueber den Rhein

„Vorwärts!“ hieß die Parole. „Vorwärts!“ Auch noch in der tiefſten Niederlage war der Kaiſer ſchrecklich. Den General Wrede, der ſich ihm, nachdem Bayern zu den Verbündeten übergetreten war, mit vierzigtauſend Mann bayeriſcher und öſterreichiſcher Truppen bei Hanau in den Weg ſtellte, ſchüttelte er ab wie der Löwe den anſpringenden Panther und überſchritt am 2. November den Rheinſtrom, erreichte das ſchirmende Mainz. Hinter ihm drängten die verbündeten Heere nach. Und ſchon wenige Tage ſpäter nahmen die Monarchen ihr Hauptquartier in Frankfurt am Main. Aber die ungeheure Flut, die ſich hinter dem fliehenden Eroberer drein von Oſten gen Weſten gewälzt hatte, quer durch Deutſchland hindurch, nun kam ſie unbegreiflicherweiſe zum Stocken. Was der Säbel gutgemacht hatte, ſuchte die Feder zu verderben. Vergebens mahnte Blücher:

Napoleons Flucht durch Leipzig
Nach einem Gemälde von L. Braun

Photographie-Verlag von
Franz Hanfstaengl, München

Digitized by Google

„Auf, über den Rhein! Nicht erſt abwarten, bis der Feind neue Kräfte geſammelt hat — weiter, weiter, vorwärts! Nach Frankreich hinein, gen Paris! Des Feindes Hauptſtadt nehmen, den Kaiſer vom Throne ſtoßen!“

Vergebens! Mißgunſt und Eiferſucht entzweiten die Verbündeten. Der Winterfeldzug ſchreckte. Und endlich ſandte man von Frankfurt aus einen Friedensvertrag nach Paris, welcher dem Kaiſer der Franzoſen das linke Rheinufer ließ — nur Deutſchlands Unabhängigkeit ſolle er anerkennen!

All die furchtbaren Lehren, die das Schickſal dem ſtolzen Cäſar gegeben hatte, waren fruchtlos geblieben. Er ſtieß die hingeſtreckte Friedenshand Europas zurück. Drohend wies er auf ſeine neuen Heeresrüſtungen, die er, der Unermüdliche, ſofort nach ſeiner Heimkehr in größtem Umfang in Angriff genommen hatte. Und endlich beſchloſſen die Verbündeten die Fortſetzung des Krieges. Das war am 1. Dezember. Doch die ungeheuren Kämpfe, die raſche Verfolgung hatten das Millionenheer der Verbündeten ſo ſtark mitgenommen, daß der ganze Dezember über den Vorbereitungen für den Winterfeldzug verſtrich, ohne daß irgend etwas Durchgreifendes geſchah.

Doch endlich — endlich ging's vorwärts! Vorwärts!

Es war in der Silveſternacht des großen Jahres. Mondlos war die Nacht, doch von tauſend Sternen

erhellt. Da ſtieg die Vorhut der Blücherſchen Armee, die Brigade Hünerbein, vom Dorfe Weiſel hernieder durch das Tal des Caubbaches in das Rheintal. An ihrer Spitze das Füſilierregiment Brandenburg . . .

Schon hoch auf dem Berge hatten die Märker im letzten Abendſcheine drunten den gewundenen Lauf des Fluſſes aufſchimmern geſehen, des Fluſſes, den kaum einer aus ihrer Schar jemals zuvor erſchaut hatte, und der doch ihnen allen heilig war als Deutſchlands Strom. . . . Ihm zogen ſie nun entgegen. Jeder wußte, daß drunten in dem rheiniſchen Schifferdorf bereits in aller Heimlichkeit Vorkehrungen zum Brückenſchlag getroffen waren, daß der preußiſche Major von Klüx die Rheinſchiffer zur Dienſtleiſtung in Eid und Pflicht genommen hatte.

Vorher aber mußte man natürlich des jenſeitigen Rheinufers Herr geworden ſein und verjagt haben, was etwa drüben vom Feinde ſtand. Sicher war erkundet worden, daß jenſeits des Städtchens nur eine ſchwachbeſetzte franzöſiſche Zollwache poſtiert ſei. Mit der wollte man ſchon fertig werden.

Immerhin: Vorſicht war geboten. Rheinaufwärts war drüben Oberweſel vom Feinde ſtärker belegt. Entſtand mitten in der Nacht ein lebhaftes Gefecht — dann war Gefahr, daß der Feind von Bingen her Verſtärkung heranzog, ehe es gelungen war, widerſtandsfähige Truppenmaſſen auf das linke Ufer hinüberzuwerfen.

Digitized by Google

Darum war zu diesem bedeutungsvollen Unternehmen die Mitternachtsstunde bestimmt worden. Und die Offiziere hatten ihre Mannschaften über das alles instruiert. Jedermann im Gliede wußte das.

Und so bebten alle Herzen in tiefer, feierlicher Erregung, als nun der nächtliche Marsch dem Tale des heiligen Stromes sich entgegenwälzte. Und inniger und feierlicher war es in keiner Seele als in der Knabenseele des jungen Füsiliers Wilhelm Wittich, der als ungelenker Gymnasiast von der Mutter Seite, vom Grabe des Vaters weg in den Krieg gelaufen war, der im Donner der Schlachten die Trommel mit der Flinte vertauscht hatte und unter Kämpfen, Entbehrungen und Anstrengungen ohnegleichen früh zum Jüngling gereift war . . . Nun zierte das Eiserne Kreuz die schmale Knabenbrust . . .

Jetzt war das schweigende Caub erreicht. Und sieh — auf dem Marktplatz des alten Städtchens, im matten Lichte, das durch die hohen Fensterscheiben des Kirchleins fiel, hielt da der Marschall Blücher selber und redete seine Füsiliere an:

„Na, ihr Jungens — ihr habt geschworen: ‚Zu Wasser und zu Lande!‘ — Die Zähne zusammengebissen, kein Laut, kein Schuß, bis ihr drüben seid, — dann aber vorwärts! — Unser König hat's befohlen! wir müssen 'rüber!“

Digitized by Google

Und weiter ging's in lautlosem Marsch. Und am Ende eines schmalen Gäßchens spiegelten sich die Sterne von da droben in den rastlos treibenden Wogen des heiligen Stromes . . . Und aus dem Gäßchen ging's nun hinaus ans Ufer. Leise raunend schwoll die breite Wasserfläche vorüber und trieb knirschende Eisschollen, und hüben und drüben umschlossen die Ketten der Berge das schmale Tal, stumm und finster aufragend, oberhalb und unterhalb wie um einen See dicht zusammengeschlossen.

Am Ufer lagen die Kähne . . . Schweigende Männer, das Ruder in sicherer Faust, harrten an Spiegel und Steuer. Und Wilhelm Wittich sprang unter den ersten seiner Kameraden hinein, hart hinter dem Major Grafen Brandenburg, dem Hauptmann Arnauld . . .

Und nun nichts als leise Ruderschläge, Bajonette, aufblinkend ab und an im Sternenlicht, dunkel geschlossenes Tal, rauschende Wellen im Grunde, silbern gestickter Sternenhimmel droben — aus Stromesmitte aufragend der finstere Koloß der Pfalzburg . . . Und jähe Gedanken durchzuckten Wilhelms Herz — die Mutter, die Schwestern daheim! Sie wußten jetzt längst von des Sohnes Verbleib, die Mutter hatte verziehen, hatte Weihnachtsgruß und Neujahrssegen gesandt aus der fernen Heimat. Des Vaters Grab auf dem stillen Friedhof in Kleinbeeren — Märsche, Biwaks, Schlachten, Siege — Siege —! Bäschen Sophiens Kuß auf dem Leipziger Marktplatz . . . endlose Märsche quer durch

Deutſchland gen Weſten — wohlverdiente wochenlange Raſt in rheiniſchen Quartieren . . . und nun dieſe feierliche Stunde . . .

Schon nahten die Kähne dem jenſeitigen Ufer. Mit einem Male klang da in das raunende Schweigen des Alls ein erſter feierlicher Glockenſchlag von dem Kirchlein Caubs, das nun in der Schwärze der Nacht verſunken war. Ein zweiter Glockenſchlag, ein dritter, vierter — zwölf Schläge . . . Mitternacht . . . Silveſternacht! . . .

Das große Jahr war zu Ende. Und in überſtrömendem Dank, in nie empfundenen Schauern bebte Wilhelms junges Herz — jeder Atem, jeder Pulsſchlag war ein inbrünſtiges Dankgebet. Freiheit —! Freiheit — —!

Und horch, ſchon ſtießen die Kiele der Kähne knirſchend in den Uferkies. In der ſchwarzen Finſternis ſprangen da die brandenburgiſchen Füſiliere ans Land. Es ging nicht anders — dem Befehl zum Trotz mußten die überquellenden Herzen ſich Luft machen — in das tiefe Schweigen der Nacht hinein drang ein dreimaliges donnerndes „Hurra!“.

Eine halbe Minute ſpäter knatterte es auf in der Dunkelheit — eine Reihe blitzender Flämmchen zuckte vorn am Straßendamm, ziſchend und pfeifend fuhr's über die Häupter der Brandenburger hinweg und klatſchte aufſpritzend in die friedlich und dunkel hinflutenden Wogen des Stromes.

Digitized by Google

Und wieder klang in der Schwärze der Nacht, wie damals in der Dämmerung bei Möckern, des Grafen Brandenburg hellſchmetterndes Kommando:

„Zur Attacke Gewehr rechts! Marſch marſch hurra!“

Ein kurzes, grimmiges Ringen in der Nacht — dann war der ſchwache Feind bewältigt — was noch ſtand, riß aus, verſchwand ſpurlos ins rabenſchwarze Dunkel. Und abermals erklang der Füſiliere jubelndes „Hurra!“.

Auf rheiniſcher, auf deutſcher Erde ſtanden die Brandenburger. Welſch war er geworden, dieſer heilige deutſche Boden — er würde nicht länger welſch bleiben, nie und nimmer wieder welſch werden.

Das große Jahr war zu Ende — —

Vorwärts — vorwärts — —

Die weiteren Schickſale des jungen Freiheitshelden in den bedeutungsvollen Jahren 1814 und 1815 wird ein im nächſten Jahr (1914) erſcheinendes Buch desſelben Verfaſſers behandeln.

*

Unter dem Titel:

Das Ende der großen Armee

iſt von Walter Bloem ein Buch zum Preiſe von 1 Mark erſchienen, das ein überaus packendes Bild von Napoleons Feldzug gegen Rußland im Jahre 1812 entrollt.

Verlag Ullſtein & Co, Berlin-Wien

Ullstein-Jugend-Bücher

Bisher erschienen:

Walter Bloem, Das Ende der großen Armee
Walter Bloem, 1813
Paul Oskar Höcker, Der Sohn des Soldatenkönigs
Ludwig Fulda, Aladdin und die Wunderlampe
Gerhart Hauptmann, Lohengrin
Felix Salten, Kaiser Max der letzte Ritter
Rudolf Herzog, Siegfried der Held
Rud. Herzog, Der Nibelungen Fahrt ins Hunnenland
Georg Engel, Kapitän Spieker und sein Schiffsjunge
Fedor von Zobeltitz, Der Kampf um Troja
Ernst von Wolzogen, Münchhausens Abenteuer
Gustav Falke, Die neidischen Schwestern
Otto Ernst, Gulliver in Liliput

Die Sammlung wird fortgesetzt

Jeder Band, reich illustriert, 1 Mark

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW und Wien I

Ullstein & Co

Berlin SW 68

Digitized by Google

89005563572

b89005563572a

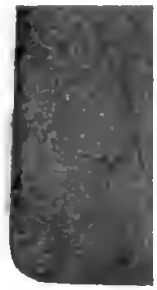
Digitized by Google

Date Due

MY 4 '72			

Demco 38-297

Digitized by Google



Digitized by Google

89005563572

b89005563572a